Menschliche Tragikomödie.

Elfter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Elfter Band.

> Die Wahrheit ist eine arme, schwerbepackte, mühsälig vorschreitende Fußwandrerin, die Lüge fährt leicht und lustig auf der Eisenbahn.
>
> Jeremia Sauerampfer.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1884.



Mohammed und sein Werk.

Ein Vortrag.

(November 1881.)

Er war das angezündete Feuer Allah's.
Korân, Sure 104.

1.

Als ich zuletzt die Ehre hatte, in diesem Sale[1]) zu sprechen, war mein Thema die Erscheinung jener lotharingisch-französischen Patriotin, die Gestalt und die That der Jeanne d'Arc, welche im 15. Jahrhundert den Anstoß zur Befreiung ihres Vaterlandes von der Zwingherrschaft der Engländer gegeben hat. Vom 15. Jahrhundert in's 7. und 6., vom Mädchen von Orléans zum Propheten von Mekka ist ein weiter Rücksprung. Der Unterschied zwischen diesen beiden weltgeschichtlichen Figuren stellt sich beim ersten Anblick als ein so bedeutender dar, daß er bis zur Bizarrerie zu gehen scheint. Ein genaueres Zusehen und Vergleichen ergibt jedoch eine unbestreitbare Aehnlichkeit. Ich meine damit nicht etwa den Schein des Wunderbaren, welchen die Laufbahnen des orientalischen Religionsstifters und der occidentalischen Landbefreierin aufweisen, sondern vielmehr die Aehnlichkeit, daß in der glänzenden Gestalt des arabischen

---

1) Rathhaussal in Zürich.

Helden, wie in der schlichten der Heldin von Domremy gleichermaßen eine große Wahrheit als weltgeschichtliche Thatsache hervortrat, — die Wahrheit: Nicht der klügelnde Verstand, nicht die besonnen rechnende und abwägende Bücher- und Kathederweisheit zeugt und wirkt die großen, die Menschen-, Völker- und Menschheitsgeschicke bedingenden und bestimmenden Gedanken und Thaten, wohl aber thut das jener heilige Sturm und Drang des Herzens, den man übermenschlich, göttlich nennen möchte und muß, die elementare Leidenschaft ursprünglicher Naturen, jene Herrschgewalt des Willens, welche, die „Angst des Irdischen“ weit hinter sich werfend, über alle Schmerzen des Lebens und über alle Schrecken des Todes zu triumphiren weiß. Angesichts dieser Wahrheit dürfte es angemessen sein, dann und wann den souveränen Wissensstolz unserer Tage daran zu erinnern, daß es allzeit Lebensmächte gab, gibt und geben wird, welche nicht zu messen und nicht zu wägen, nicht zu berechnen und nicht zu analysiren sind. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge mag man ja wohl mit Maß und Wage, mit Ziffer und Zirkel, mit Agentien und Reagentien auskommen, aber wann ins Völkerleben große Krisen und Katastrophen hereinbrechen, dann wird immer wieder offenbar, daß die moralische Kraft doch die höchste Macht ist unter Menschen.

Die Wahl meines Gegenstandes trägt, will mir scheinen, ihre Rechtfertigung in sich selbst. Denn es dürfte sich in unserer wirrsäligen Gegenwart doppelt empfehlen, von Zeit zu Zeit betrachtende und aufhellende Blicke auf die unentweglichen Gestalten zurückzuwerfen, welche als leuchtende Marksteine und Pfadeweiser die Entwickelungsstationen des Menschengeschlechtes bezeichnen. Sodann möchte heute, wo die sogenannte orientalische Frage, welche sich nachgerade zur Frage nach dem Sein oder Nichtsein der mohammedanischen Welt zuspitzen zu wollen scheint, alljährlich, ja alltäglich Europa in Brand zu setzen droht — heute möchte die mit raschen Strichen zu zeichnende Erinnerung an den großen Mann nicht ganz unwillkommen sein, welcher einer der ge-

waltigsten und folgenschwersten Revolutionen in der Geschichte der Menschheit den Stämpel seines Geistes und Namens aufgedrückt und die orientalische Frage in ihren Ursprüngen geschaffen hat, indem er der christlichen Religion die islamische gegenüberstellte. Die langen Jahrhunderte des Mittelalters hindurch war, wie jeder weiß, der Kampf zwischen dem europäischen Christenthum und dem asiatischen Islâm das eigentliche Grundmotiv der geschichtlichen Bewegung, und erst mit dem im 17. Jahrhundert begonnenen Niedergang des Osmanenreichs war der endgiltige Sieg des Europäismus über das Asiatenthum entschieden.

Die Augen von Menschen, deren Gedankenhorizont über das Nächstliegende, über das Gestern, das Heute und das Morgen hinausgespannt ist, sie werden stets mit Staunen auf die unscheinbar kleinen Anfänge so ungeheurer Erscheinungen blicken. Der Zimmermann Jesus verkündigt aus der Tiefe seiner von himmlischem Erbarmen mit seinen Mitmenschen erfüllten Seele heraus den Fischern vom See Genezareth die frohe Botschaft von der Allvaterschaft Gottes. Der Kameeltreiber Mohammed theilt seinen mekkanischen Hausgenossen die in der Einsamkeit der Wüste seinem inneren Auge vorübergeschwebten Visionen mit vom alleinigen Gott, von einer Vergeltung nach dem Tode, vom Himmel und von der Hölle. Und aus diesen in zwei abgelegenen Erdwinkeln gemachten Versuchen, das Judenthum weiterzubilden und zu vollenden, entspringen zwei Weltreligionen, welche für unzählige Geschlechter der Menschen die höchsten Güter werden und jahrhundertelang in furchtbarem Ringen mitsammen um die Weltherrschaft streiten. Noch heute ist die Kraft des Besiegten nicht völlig erschöpft, geschweige die des Siegers. Denn das religiöse Empfinden, Vorstellen und Glauben ist nicht, wie ein stumpfnüstriger Materialismus sich selbst und anderen weismachen möchte, eine rein willkürliche, dem Menschen von außen an- und eingebildete Konvenienz, sondern vielmehr ein von allen besonderen, von allen sogenannten „positiven“ Dogmen und Kulten Unabhängiges, ein dem Menschen Immanentes, d. h. eine mit dem Begriffe

Mensch untrennbar verbundene Stimmung, entsprungen dem menschlichen Abhängigkeitsgefühl, der menschlichen Hilfe- und Anlehungsbedürftigkeit, welches und welche nur von größewahnwitzigen Doktrinären geleugnet werden können. Solche haben sich viele Mühe gegeben, ein ganz und gar religionsloses Volk aufzuspüren. Es ist ihnen nicht gelungen, obzwar, wie allen bekannt, der Funke des religiösen Gefühls in Völkerstämmen, welche der Thierheit nahestehen, nur schwach glimmt und nur in der Form kindisch fetischistischer und schamanistischer Aeußerungen aufdämmert. Aber doch bezeichnen diese Aeußerungen die Gränzlinie, wo die Bestie aufhört und der Mensch beginnt. Denn wie auf hohen Kulturstufen Religion in des Wortes höchstem Sinne das Sicheinsfühlenwollen des Endlichen mit dem Unendlichen ist, so regt sich auch schon auf unteren und untersten im Menschen der dunkle Trieb, seine Besonderheit mit der Allgemeinheit in Beziehung zu setzen und in Harmonie zu bringen. Das ist Idealismus, idealistisches Bedürfniß. Es liegt auf der Hand, daß und warum das Volk überall und allzeit für sein idealistisches Bedürfniß nur in der Religion, im religiösen Vorstellen, Glauben und Thun Befriedigung suchen und finden konnte und kann. Denn wenn zu unserer Zeit ein berühmter Büchermann, welcher sich sein Lebtag mit Absicht und Aengstlichkeit volksfremd gehalten und verhalten hat, mit einer Zuversicht, welche dem Bildungsphilister natürlich gewaltig imponirte, die bevorstehende Ersetzung der Religion durch die Kunst ankündigte, wobei etwa der Genuß göthe'scher Dichtungen und beethoven'scher Symphonieen die Bedeutung von Kultakten haben würde, so war das eben nur eine volksfremde Zukunftsmusik, von welcher man wie von einer anderen, noch bekannteren, sagen kann: Viel Geräusch und wenig Melodie. Dazu muß ich jedoch anmerken, daß ich hier unter Volk selbstverständlich nicht die sogenannten „flottanten" Bevölkerungen, welche, traurig zu sagen, von allem Zusammenhang mit naturgemäßen Verhältnissen mehr und mehr losgelös't werden, verstanden wissen will, sondern das seßhafte, das echte, das mit Herd und Heimat verwachsene Volk.

Die Stellung des Historikers zur Religion ist übrigens gegeben. Die Geschichtewissenschaft kennt und anerkennt keinen alleinseligmachenden Glauben, keinen unfehlbaren Papst und kein unfehlbares Buch. Sie achtet in der religiösen Idee den edelsten Versuch des strebenden Menschengeistes, eine Lösung des großen Daseinsräthsels zu finden und die jedem denkenden Menschen unabläßig sich aufdrängenden Fragen: „Woher kommen wir? Warum und wozu sind wir da? Wohin gehen wir?“ mehr oder weniger befriedigend oder auch unbefriedigend zu beantworten. Was jedoch die einzelnen Glaubenssysteme, Kirchen, Konfessionen und Sekten angeht, so soll sie der Historiker zwar nicht mit der Objektivität einer erkünstelten Gleichgiltigkeit, wie solche jetzt in der Mode ist, wohl aber mit der Objektivität der Gerechtigkeit, also unbefangen und ohne Parteibornirtheit, als die verschiedenen Erscheinungsformen der religiösen Idee betrachten, welche Erscheinungsformen allesammt nur eine zeitliche Bedeutung, allesammt keinen unbedingten, sondern nur einen beziehungsweisen Werth haben.

2.

Ein tiefsinnigster Seher, Shakspeare, hat bekanntlich unsere sogenannte Welt eine Bühne geheißen, auf welcher jede menschliche Persönlichkeit eine Rolle spielen müsse. Man könnte das, meine ich, auch auf die Völkerpersönlichkeiten übertragen und dann sagen, daß die Wohnsitze der orientalischen Rassen, deren zugleich feurige und grüblerische Phantasie ihren Intellekt beherrscht, von jeher die Lieblingsstätten gewesen, allwo der rastlos in der Menschheit arbeitende religiöse Gedanke neue Formen anzuthun sich bemühte. Und weiter wäre zu sagen, daß wiederum den Orientalen semitischer Rasse, deren biblische Stammtafel mit den Ergebnissen der modernen Ethnologie freilich

keineswegs völlig sich deckt, eine vorzugsweise religiöse Rolle zugetheilt worden sei. Zum Beweise dessen braucht man ja nur die drei Namen Mose, Jesus und Mohàmmed zu nennen. Wenn jedoch ein bekannter Orientalist unserer Tage, der Franzose Ernst Renan, all sein Wissen und seinen ganzen Scharfsinn aufgeboten hat, um die Aufstellung zu begründen, der Monotheismus, der eingottheitliche Glaube, sei ein ursprünglicher Besitz, sei eine Erfindung, ja so zu sagen eine uranfängliche Naturanlage der semitischen Rasse gewesen, so war das zwar ein geistreicher Einfall, ist aber keine religionsgeschichtliche Thatsache. Vielmehr steht fest, daß auch die Semiten, mit Einschluß der Hebräer, anfänglich nicht Monotheisten, sondern Polytheisten gewesen sind. Verschiedene semitische Stämme, z. B. die Assyrer, die Babylonier, die Phöniker, hielten bis zu ihrem Untergange am Polytheismus fest, blieben also, was wir konventionellerweise Heiden zu nennen pflegen. Andere wurden im Verlauf ihrer Bildungsgeschichte aus der Sphäre der vielgötterischen Naturreligion in die Region der eingottheitlichen Geistesreligion herübergeführt. Also die sogenannten Kinder Israel, die Hebräer, durch ihre großen und kleinen Propheten, die Ausgestalter des Jahvethums; ebenso die sogenannten Kinder Ismael, die Araber, durch ihren Propheten Mohammed, den Festbegründer und Gesetzgeber des Allahthums.

Das sind Vorgänge von ungeheurer Wichtigkeit und unberechenbarer Tragweite gewesen. Noch bis zu dieser Stunde trägt das Antlitz der civilisirten oder, genauer gesprochen, der europäisch-amerikanisch-christlichen und der mohammedanischen Welt *die* geistige Signatur, welche ihr der semitische, zuerst durch die hebräischen Propheten zu einer *sittlichen* Macht ausgebildete Monotheismus verliehen hat.

Aus dieser Weltanschauung heraus hat der Stifter des Islâm *sein* Werk unternommen und durchgeführt.

Lassen Sie uns nun zuvörderst einen raschen Blick auf das Land werfen, woher der Mann kam, und sodann diesen selbst ins Auge fassen.

Südlich von den großen syrischen und mesopotamischen Wüsteneien dehnt sich die mächtige Halbinsel Arabien zwischen dem rothen und dem persischen Golfe weit ins arabisch-indische Meer hinaus. So gelegen, hat das von einem Volke semitischer Abkunft bewohnte Land von unvordenklicher Zeit her ein abgeschlossenes, auf sich gestelltes und darum eigenthümliches Dasein geführt. Nicht aber ein einförmiges; denn es hatte sich je nach den verschiedenen Bodengestaltungen, den klimatischen Verhältnissen und den Nahrungsbedingungen verschiedenartig gestaltet. In den zwar schmalen, aber ungemein fruchtbaren Küstenlandschaften, von welchen die arabische Halbinsel von drei Seiten umsäumt ist, hatte sich frühzeitig eine auf emsige Acker- und Gartenwirthschaft gestützte seßhafte Kultur entwickelt, waren Dörfer und Städte entstanden, hatte sich gewerbliche Thätigkeit vielseitig geregt und hatte dieser ein lebhafter Handelsbetrieb sich zugesellt, Karawanenzüge nordwärts durch die Wüsteneien nach Syrien und in die Euphratgegenden, Handelsschiffe westwärts an die Küste Afrika's, ostwärts an die Gestade Persiens und Indiens entsendend. Anders auf der gewaltigen Hochebene, welche das Innere der Halbinsel ausfüllt, eine unermeßliche Steppe mit bizarr gestalteten Felsbergen, wildzerrissenen Schluchten und zahlreichen Oasen mit brunnenreichen und früchteschweren Dattelpalmenhainen. Diese weiten Landschaften mit ihren plötzlichen Uebergängen von wildester, schreckhaftester Oede zur Ueppigkeit tropischer Vegetation, mit ihrer Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit, mit ihrem weitaus den größten Theil des Jahres hindurch wolkenlosen Firmament, aus welchem bei Tag eine glühende Sonne ihre Stralengüsse niedersendet, während bei Nacht die Gestirne groß und klar herableuchten, diese Landschaften mit ihren prächtigen Gewittern, ihren Orkanen, Sandhosen, Luftspiegelungen und Wolkenbrüchen haben etwas Eigenartiges, das an's Unheimliche streift, etwas, was die Einbildungskraft höchst energisch an- und aufregt und sie mit den kühnsten Bildern füllt. In diesen Gegenden siedelten oder vielmehr wanderten, von ihren Stämmescheichs patriarchalisch

regiert, die echtesten Araber, die Beduinen, Nomaden, deren Reichthum Kameele, Rosse und Schafe ausmachten und die zumeist in ihrer Person den Hirten, Jäger, Krieger und Räuber zu vereinigen wussten. Ein ganz unbändiges Freiheitsgefühl war diesen Wüstensöhnen eigen und, daraus entsprungen, ein in seiner Art äußerst reizbares Ehrgefühl. Damit verband sich eine wilde Rachelust, aber auch eine gewisse ritterliche Gastlichkeit und Galanterie, Treue in Freundschaft und Haß, sowie eine frohlockende Freude an Abenteuern und Wagnissen aller Art. Dies alles hat, in den Schmelztiegel einer heißen Phantasie geworfen, unter den Arabern der vormohammedanischen Zeit eine Poesie von außerordentlicher Eigenwüchsigkeit, Frische und Kraft hervorgebracht. Die Schöpfungen dieser Poesie, welche eine kunstvoll entwickelte Rhythmik und Metrik aufzeigen, sind später, im 9. Jahrhundert unserer Zeitberechnung, in dem nationalen Liederbuch gesammelt worden, welches den Titel „Hamâsa" führt, Gesänge von 521 Dichtern und 56 Dichterinnen enthält und durch unseren großen Dolmetsch orientalischer Poesie, Friedrich Rückert, meisterlich verdeutscht wurde (1846). Erwägt man die außerordentliche Gunst und Einflußnahme, deren die altarabischen Dichter bei ihren Landsleuten allgemein genossen, so wird es kaum gewagt sein, anzunehmen, diese Kinder einer wilden und großen Natur müssten das dichterische Wort als eine Kundgebung von Göttlichem, als eine Offenbarung betrachtet haben. Darum untersteht es auch keinem Zweifel, daß Mohammed seine glänzenden Erfolge zu einem nicht kleinen Theil seiner nicht gewöhnlichen poetischen Begabung zu verdanken hatte.

Nun aber ist denkwürdig, daß ein so phantasiereiches und poesieliebendes Volk, wie das arabische, keine Mythologie besaß. Dessenungeachtet war dieses Volk keineswegs religionslos. Gleich den übrigen Semiten hingen auch die alten Araber einer sogenannten Naturreligion an, welche jedoch bei ihnen nicht zur Schaffung bestimmter, konkreter Göttergestalten vorschritt, sondern zu gemeinem Fetischismus ausartete. Das Idol trat an die Stelle des Ideals und,

wie das ja in Sachen der Religion überhaupt so leicht und so häufig zu geschehen pflegt, die anfänglichen Sinnbilder des Göttlichen wurden zu diesem selbst, die Zeichen zu Wesen. Das sind dann die sogenannten „Götzen“ seines Volkes gewesen, gegen welche Mohammed mit so flammendem Zorneifer anging. Es ist jedoch wohl zu beachten, daß schon vor dem Auftreten des Propheten, wenigstens im nördlichen Arabien, infolge der Wirkungen jüdischer und christlicher Einflüsse in der Anschauung denkender und gebildeter Menschen die Vorstellung von Allah, als dem wahren und einzigen Gott, sich einzuwurzeln begonnen hatte. So wissen wir von den beiden berühmten Dichtern Aa'schâ und Labyd, daß sie Monotheisten gewesen sind. Die Erscheinung des Propheten traf also ein Land nicht unvorbereitet. Wohl ist, wie der Schotte Carlyle mit Bezug auf Mohammed schön gesagt hat, der große Mann immer wie ein vom Himmel fallender Blitz; die übrigen Menschen warten auf ihn und unter seinem zündenden Stral flammen auch sie auf. Aber — so möchte ich das carlyle'sche Gleichniß ergänzen — der Blitz entsteht nur, wann die Atmosphäre so beschaffen ist, daß sie ihn zu erzeugen vermag.

Die Bevölkerung Arabiens bildete keine einheitliche Masse. Sie zerfiel in zahlreiche größere und kleinere Stämme, und diese lagen in selten unterbrochenen Fehden gegen einander zu Felde. Neben dem nationalen Kitt der Sprache gab es jedoch für dieses zersplitterte Volk noch ein Gemeinsames und Einigendes. Das war die Ehrfurcht vor dem uralten Nationalheiligthum der sogenannten Kaabah in Mekka, welche Stadt, zwischen dem Steppenplateau und dem Küstenlande mitteninne gelegen, schon mittels ihrer Lage, dann aber auch durch die Beschaffenheit ihrer Einwohnerschaft, welche aus Hirten, Ackerbauern, Groß- und Kleinhändlern bestand, die Wechselbeziehungen zwischen dem Beduinenthum und dem civilisirteren Araberthum vermittelte und endlich als Stätte der Kaabah eines geradezu herrschenden Ansehens im ganzen Lande genoß. Die Legende will bekanntlich, Ismael, der Hagar Sohn, der angebliche Stammvater

der Araber, hätte in Gemeinschaft mit seinem Vater Abraham die Kaabah erbaut. In Wahrheit war dieser Tempel von dem Stamme Koraysch gestiftet oder wenigstens ausgebaut worden, welcher Stamm, eben als Eigenthümer, Wächter und Nutznießer des Nationalheiligthums, für den vornehmsten und mächtigsten aller arabischen Klane galt. Unter den Heiligthümern, welche der Tempel umschloß, waren die verehrtesten der berühmte schwarze Stein und der Brunnen Zem-Zem, beide vonseiten des urväterlichen arabischen Quell- und Steinkults dem Islâm vermacht. Außerdem war der Tempel die Stätte einer absonderlichen Götterversammlung, weil daselbst die Haus- und Stammgötzen der verschiedenen Stämme Arabiens ihre Plätze hatten. Zu diesen Idolen wallfuhren die Araber aus allen Ecken und Enden ihrer Halbinsel, um ihre Gebote und ihre Opfer darzubringen, und demnach war Mekka schon vor Mohammed seinen Landsleuten das, was Jerusalem den Juden, Delphi den Griechen, der Tempel des Jupiter auf dem Kapitol den Römern, das Sonnenhaus Korikancha zu Kuzko den alten Peruanern gewesen und Rom den Katholiken ist. So fest hatte sich die Vorstellung von der Heiligkeit dieses Ortes dem arabischen Bewusstsein eingeprägt, daß der Islâm, als seine Zeit gekommen, wohl die Götzenbilder in der Kaabah zerschlagen, jedoch den Ort in seinem Ansehen nicht erniedrigen konnte, sondern noch erhöhen musste; die Kaabah zu Mekka ist ja, wie allbekannt, der hochheilige Mittelpunkt der ganzen islamischen Welt, in den Augen jedes richtigen Muslem der Nabel der Erde. Darum musste es denn auch von größter Bedeutung sein, daß gerade an dieser Stätte der Mann aufstand, welcher sein Vaterland Arabien religiös und politisch vereinheitlichte und dasselbe aus geschichteloser Abgeschiedenheit und Dunkelheit auf die offene und helle Bühne herüberstellte, worauf die menschheitliche Tragikomödie sich abspielt. Denn von Mekka brach das islamische Araberthum erobernd in die Welt hinaus, glühend von dem jugendfrischen Eifer seines neuen Glaubens und alles vor sich niederwerfend wie die Wüstenorkane seines

Heimatlandes. Damit war ein neues Kapitel aufgeschlagen im Buch der Weltgeschichte.

3.

Am 20. April des Jahres 571, eines Montags, gebar zu Mekka eine Frau des Stammes Korahsch, Amina geheißen, deren Gatte Abd Allah etliche Monate zuvor gestorben war, einen Knaben, welcher den Namen Mohammed erhielt. Dieser Name wird verschieden geschrieben und gesprochen: Mohammed, Muhammed, Mohammad, Muhammad — und A. Sprenger, der gründlichste Biograph des Propheten, ist geneigt, den Namen nicht für einen ursprünglichen Eigennamen, sondern für einen späteren Ehrennamen zu halten, welcher bedeutet „Der Vielgepriesene" und seinem Träger beigelegt worden wäre, wie seinem Vorgänger Jesus der Verehrungsname Christus. Seine Zukunft wäre dem Neugebornen nicht an der Wiege gesungen worden, auch wenn er eine solche gehabt hätte. Das ganze Vermögen, welches Abd Allah seinem nachgebornen Sohne hinterlassen, soll bestanden haben aus zwei Kameelen, etlichen Schafen und einer abyssinischen Sklavin. Der Knabe war demnach arm und sah sich, als ihm auch die kränkliche Mutter bald wegstarb, auf den Schutz seines Großvaters von väterlicher Seite, Abd-Al-Mottalib, und nach dessen ebenfalls bald erfolgtem Tode auf den seiner beiden Oheime Abu Talib und Zuheir verwiesen. Sie konnten aber bei eigener Dürftigkeit nicht viel für ihn thun, und er sah sich genöthigt, in früher Jugend schon sein Brot zu verdienen und zwar als Schafhirtenjunge. Dann mehr herangewachsen, hat er seinen Oheimen, welche Händler waren, auf Karavanenzügen als Kameeltreiber gedient, sowie gelegentlich auch als Bogen- und Köcherträger in einer der Klanfehden, in welcher seine

Verwandten mitfochten. Viele Jahre nachher hat die Erinnerung an seine gedrückte Jugend dem Propheten die Verse in der 93. Korânsure in den Mund gelegt: „Hat Gott dich nicht gefunden als Waise und dich behütet? Hat er dich nicht arm gefunden und dich reich gemacht? Hat er dich nicht gefunden irregehend und dich geleitet auf den richtigen Weg?" Später hat die gläubige Einfalt der Muslîm diese einfache und armsälige Jugendgeschichte Mohammeds mit den buntesten Mirakeln ausstaffirt, mit allen den wunderbaren Umständen und Vorgängen, womit die mythenbildende Volksphantasie die Herkunft, Zeugung, Geburt und Kindheit der Helden, Helfer und Heilande der Menschheit auszuschmücken liebt, nicht bedenkend und nicht verstehend, daß die Gestalten dieser Unsterblichen nur um so größer und strahlender erscheinen, je enger und dunkler der Hintergrund ist, aus welchem sie hervortreten. Schade übrigens, daß neben allen den überflüssigen Wundern, womit die Legende Mohammeds Kindheit umgeben hat, das nothwendige nicht geschah, nämlich die Heilung des Knaben von Anfällen der Epilepsie oder, wie die moderne Forschung wissen will, der von Schönlein so benamseten Hysteria muskularis, welche Krankheit auch noch den Mann häufig heimsuchte.

Er war 25 Jahre alt geworden, als sein Geschick eine günstige Wendung nahm. Diese kam vonseiten einer Frau, der reichen Kaufmannswitwe Chadyga, deren Name jetzt in der Anschauung der islamischen Welt mit den Namen der Schwester Mose's Mirjam, der Mutter Jesu, Maria, und der Tochter Mohammeds, Fatima, die Vierzahl der auserwählten und vollkommenen Frauen ausmacht. Chadyga muß jedenfalls ein Weib von ungewöhnlichen Gaben und hoher Sinnesweise gewesen sein. Der große Einfluß, welchen sie auf Mohammed übte, welcher ohne ihre Liebe, ihren Glauben, ihren Muth und ihre Standhaftigkeit wahrscheinlich nie zum Propheten geworden wäre, ist ein vorragendes Beispiel von jener stillen, unscheinbaren und doch so wunderbar mächtigen Wirksamkeit, welche die Frauen, und

zwar nicht allein die auserwählten, in der Geschichte der Civilisation von jeher entfaltet haben und hoffentlich, mit Beiseitelassung aller der lächerlichen Verrücktheiten der sogenannten Frauenemancipation, zum Segen der Menschheit auch fürder entfalten werden. Der reichen, nicht mehr ganz jungen, d. h. vierzigjährigen Händlerswitwe Chadyga empfohlen, wusste sich Mohammed als Führer ihrer Geschäfte rasch das Vertrauen seiner Dienstherrin zu erwerben und bald noch mehr. Die Ueberlieferung meldet uns: Als Mohammed von seiner zweiten im Dienste der Witwe unternommenen Geschäftsreise heimkehrte, sah Chadyga vom Söller ihres Hauses aus, wie zwei Engel den Heimkehrenden mit ihren Fittigen bedeckten. Hätte die gute Dame etwas von griechischer Mythologie gewusst, so würden ihr die zwei Engel zweifelsohne wie Amoretten vorgekommen sein, und übersetzen wir den Vorgang aus dem Legendarischen ins Deutsche, so gewinnen wir als Facit: Chadyga hatte ihren Diener, der ein stattlicher, kluger, anstelliger und redlicher Mann war, herzlich liebgewonnen. Sie reichte ihm ihre Hand, nachdem sie ihrem Vater Chuwaylid, welcher von einem so armen Schwiegersohne nichts wissen wollte, seine Einwilligung abgelistet, d. h. dem von ihr trunken Gemachten weisgemacht hatte, daß er in die Heirat gewilligt hätte. Mohammed war dankbar. Er hielt seine Frau, welche an Intelligenz und Bildung offenbar ihre Landsmänninnen weit überragte, sehr hoch. Um ihr Aerger und Kummer zu ersparen, zähmte er, so lange sie lebte, seine nachmals unbändig hervorgebrochene Sinnlichkeit, welche der dunkelste Fleck an seiner Erscheinung war, und ergab sich erst nach Chadyga's Tod der Vielweiberei. Aber auch dann noch blieb ihm ihr Andenken heilig. Bei jeder Gelegenheit pries er ihren hohen Sinn und ihre Tugenden, so daß seine spätere Lieblingsfrau, die schöne Ayischa, ärgerlich zu sagen pflegte, sie wäre auf kein Weib eifersüchtig als auf die todte Chadyga. Daß sie Grund dazu hatte, dafür ist uns ein schönes Zeugniß überliefert worden. Eines Tages fragte die prächtige, aber ränkevolle und nicht eben sehr tugendliche Ayischa den

Propheten: „Nun sage, bin ich nicht besser als Chadyga? Die war ja alt, zahnlos und unschön. Du liebst mich mehr, als du sie geliebt hast, nicht wahr?" Aber darauf Mohammed: „Nein, beim Allah, nein! Sie glaubte an mich, als noch niemand an mich glauben wollte. Auf der ganzen weiten Erde hatte ich nur einen Freund, und das war sie."

Bis zu seinem 40. Jahre lebte und arbeitete Mohammed als Händler. Dann erst ist er als Prophet und Religionsstifter aufgetreten. Er scheint aber doch schon ziemlich lange vorher mit Höherem sich befasst und den Handelsgeschäften nur noch geringe Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Hierauf deutet auch die Nachricht, daß er seines erheirateten Vermögens verlustig gegangen, sowie die Thatsache, daß er viele Zeit dem Sinnen und Denken widmete, zu diesem Zwecke die Einsamkeit suchte und darum bald allein, bald mit Chadyga, der Vertrauten aller seiner Gedanken, auf Tage und auf Wochen in eine Höhle des unfern von Mekka gelegenen Berges Hara sich zurückzuziehen pflegte. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß wir eine solche Zurückgezogenheit, ein Aufsuchen der Einsamkeit in Wildnissen oder Gebirgen auch in dem Dasein anderer Religionsstifter finden. Mose, Zarathustra, Buddha, Jesus sind in die Wüste gegangen, um, so zu sagen, allein zu sein mit ihrer Seele und in der erhabenen Stille der Einöde die Kraft zu sammeln, das Geheimniß ihrer Mission auf dem lärmenden Markt des Lebens zu enthüllen. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Mohammed in beschaulicher Einsamkeit über sich und seine Aufgabe klargeworden. Sein bis jetzt zurückgelegter Lebensweg hatte ihm an den verschiedenen Seiten der Daseinsweise seiner Landsleute vorübergeführt, wie er auch auf seinen Händlerfahrten mit den Lehren und der Lebensführung der Juden und der Christen Bekanntschaft zu machen ausreichende Gelegenheit gehabt. Er hatte Steppen durchwandert und in Städten gelebt; er war Hirt und Händler gewesen, Knecht und Herr, arm und reich; er hatte die Anschauungen und Bedürfnisse, die Tugenden und Laster der Menschen beobachtet; er hatte auch ein Stück Krieg ge-

sehen. Aber alle diese Beobachtungen, Erlebnisse und Erfahrungen hatten ihn nicht befriedigt. Er ahnte, wusste, wollte Besseres. Auch in ihm glühte jene Flamme, ein Funke von jener Centralsonne der moralischen Welt, welche Begeisterung heißt und ihre berufenen Träger befähigt, in die Geschicke der menschlichen Gesellschaft schicksalsmäßig einzugreifen, selber ein Stück Schicksal. Wie alle Menschen, in welchen der „göttliche Anhauch“ (afflatus divinus), der Genius, sich offenbart, dachte er mehr an andere als an sich selbst. Ihn bekümmerte die Finsterniß, in welcher sein Volk wandelte, das infolge seiner politischen Zersplitterung und religiösen Zerfahrenheit seine beste Kraft in zwecklosen Fehden vergeudete. Als das Grundübel seines Landes erschien ihm der Mangel eines großen, umfassenden und einigenden religiösen Princips. Ein solches müsste aufgestellt und in Wirksamkeit gesetzt werden. Ob dem Propheten dabei auch schon der Gedanke vorschwebte, sein Volk würde, unter dem Banner eines neuen Glaubens gesammelt und geeint, wohl das Zeug haben, eine große politisch-geschichtliche Rolle zu spielen, diese Frage ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen. Für wahrscheinlich kann gelten, daß Mohammed anfänglich nur eine religiöse Reform seiner Nation im Auge hatte, daß aber die Logik der Thatsachen, der Zwang der Verhältnisse ihn bald nöthigte, mit dem Reformator den Feldherrn und den Staatsmann in seiner Person zu vereinigen.

Vor allem war er kein in elegischem Brüten über einer großen Idee sich verzehrender Mensch, sondern ein Thatmann. Er wollte, das Licht, welches er in seiner Seele brennen fühlte, sollte hinleuchten über ganz Arabien, hellend und wärmend, und mit echtarabischer Begeisterung und Tapferkeit, nicht weniger auch mit echt arabischer Klugheit und Zähigkeit ging er daran, seine Gedanken zu verwirklichen.

Hiernach ist die Frage, ob Mohammed es mit seinem Glauben an seine Berufung und mit seinem aus diesem Glauben entsprungenen Werke ehrlich und ernstlich gemeint habe oder ob er nur ein schlauer Betrüger, ein eigen- und

ehrsüchtiger Schwindler und Streber gewesen sei, mit gebührender Verachtung beiseite zu stellen. Diese Frage überhaupt aufzuwerfen, konnte nur die Dummheit oder die Unwissenheit sich einfallen lassen. Eine weltgeschichtliche That wie die Gründung des Islâm kann zu ihrem Vater ganz unmöglich den Betrug haben. Man gründet wohl Großscheinendes, momentan Blendendes sogar, auf Lug und Trug, niemals aber wirklich Großes und Dauerndes. So auch keine Weltreligion. Erst dann, wann der religiöse Gedanke seine ursprüngliche Triebkraft eingebüßt hat, sucht und findet er in dem Betrug einen zweideutigen Helfer. Ganz fraglos war Mohammed ein Mensch von ganzer und voller Ueberzeugung. Sogar ein Fanatiker war er, wie denn, genau angesehen, wahrhaft Mächtiges, Völkergeschicke Entscheidendes gar nie ohne einen gewissen Grad von Fanatismus auf-, durch- und zurechtgebracht wird. Endlich steh' ich nicht an, Seneka's bekannten Satz: „Kein Genie ist ohne Beimischung von einigem Wahnsinn" — auf den arabischen Propheten, insbesondere im Hinblick auf seine erwähnte Krankheit, anzuwenden, und erinnere hier auch noch an das im „Sommernachtstraum" stehende shakspeare'sche Wort:

„Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn (fine frenzy) rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erde nieder."

Mit solchen Augen, aber zugleich ein scharfer Beobachter und ein nachdenklicher Erwäger, hatte sich unser Mann umgesehen in der Welt. Er war, wie vorhin schon flüchtig erwähnt worden, auf seinen Handelsreisen mit Juden und Christen in Verkehr gekommen und in Gesprächen mit denselben hatte er ihre religiösen Ueberlieferungen, Glaubenslehren und Gottesdienste kennen gelernt. Denn eine andere Quelle der Belehrung über Judenthum und Christenthum, über die heiligen Schriften und Satzungen dieser Religion sprudelte ihm nicht, da der „ungelehrte Prophet" weder zu lesen noch zu schreiben verstand. Das ist allerdings neuerlich angezweifelt, aber das Gegentheil keineswegs glaubhaft erwiesen worden. Wir, an dieser Stelle, können den ge-

lehrten Streit hierüber billig auf sich beruhen lassen, bedenkend, daß es am Ende aller Enden ganz gleichgiltig, ob Mohammed den Korân mündlich oder schriftlich verfasst habe. Viel wichtiger ist der Umstand, daß die Einflüsse von jüdischer und von christlicher Seite her der Unabhängigkeit seines Denkens und der Selbständigkeit seines Urtheilens keinen Abbruch thaten. Er ließ die jüdische Lehre gelten, und er ließ auch die christliche gelten, beide bis zu einem gewissen Punkte. In Mose, so, wie er denselben kannte und verstand, achtete er den Feststeller des Begriffes eines einzigen, außerweltlichen, geistigen Gottes. In Jesus, soviel er von ihm wusste, ehrte er den großen Reformer des Judenthums, welcher dieses aus der Rasse-Selbstsucht, aus der nationalen Beschränktheit herauszuheben und zum Rein-Menschlichen emporzubilden unternommen hatte. Allein das Judenthum genügte ihm nicht, weil dasselbe die durch den Propheten von Nazareth angestrebte Reform verworfen hätte, und das Christenthum, welches ihm zudem nur in der widerwärtigen Gestalt anatolisch-byzantinischer Fetischisirung vor Augen getreten war, wollte er nicht, weil dasselbe durch die Vergottung Jesu den einheitlichen, den monotheistischen Gottesbegriff getrübt und geschwächt hätte. Ihm schwebte als verständig, ersprießlich und erstrebbar ein Drittes vor. Er wollte nämlich den Grundgedanken des jüdischen Jahvethums, d. i. die Einheit, Alleinheit und Geistigkeit Gottes, verkünden, und zwar verbunden mit einem Gottesdienst, welcher, im Gegensatze zu dem starren, weitschweifigen und bornirt nationalen jüdischen Ceremoniendienst, mehr die ethisch-praktische Seite hervorkehren und also die humanen, im Christenthum gelegenen Elemente in sich aufnehmen und zur Entwickelung bringen sollte.

4.

Nun aber ist es die Wonne und das Weh genialer und zugleich charakterstarker Menschen, daß, wann sie einmal von einer großen Idee erfüllt sind, sie von derselben ganz und gar ergriffen, geradezu besessen werden. So ein Gedanke wird in dem auserwählten Menschen zu Fleisch und Blut, pulsirt in seinen Adern, vermischt sich mit allen seinen Vorstellungen, lässt ihm nicht Rast bei Tage, nicht Ruhe bei Nacht, treibt alle seine Empfindungen auf die Spitze und versetzt sein Nervengeflecht in krankhaft-reizbare Schwingung. Dieses Seelenfieber — denn so darf ich vielleicht den gemeinten Zustand bezeichnen — macht sich in Delirien Luft, welche in phantasiereichen Naturen zur zeitweilig-somnambulistischen Ekstase sich steigern können. Eine solche Natur war Mohammed und überdies, was hier wiederum sehr in Betracht kommt, eine epileptische. Daraus dürfte es sich erklären lassen, daß die den Mann besitzende und beherrschende Idee ihm allmälig visionär gegenständlich wurde, d. h. daß er das, was er fühlte, dachte und wollte, in der Form von Hallucinationen leibhaftig, greifbar deutlich vor sich zu sehen glaubte. Diese rein innerlichen Vorgänge, diesen psychologischen Proceß würde selbstverständlich die Menge weder begriffen, noch würde sie daran geglaubt haben. Um so etwas dem Volke mundgerecht zu machen, musste überall und allzeit die Maschinerie des Uebersinnlichen, des Mythologischen in Bewegung gesetzt werden. Die islamische Ueberlieferung weiß darum von der „Erleuchtung“ und „Berufung“ des Propheten dieses zu melden: „In seinem 40. Lebensjahre erschien dem Mohammed der Engel Gabriel als Ueberbringer der göttlichen Offenbarung und befahl ihm, als Prophet Allah's, des höchsten Gottes, diese Offenbarung den Menschen zu verkündigen.“ In dieser Weise, d. h. durch Vermittelung des Engels Gabriel seien dann dem Propheten die einzelnen Abschnitte des Korans, d. h. der islamischen Bibel geoffenbart worden.

Während der ersten Jahre seiner Erleuchtung und Berufung gab sich Mohammed nur seiner Frau Chadyga und etlichen vertrautesten Freunden gegenüber als Prophet. Seine erste, eifrigste und treueste Jüngerin Chadyga ist es gewesen, welche den ersten kleinen Kreis von Muslîm, d. i. Gläubigen, für das islamische Evangelium gewann. Zu diesem Kreise gehörten Mohammeds Sklave Zayd, nachmals vom Propheten an Sohnesstatt angenommen, dann die beiden angesehenen Mekkaner Abu Bakr und Othman, sowie der junge Aly, ein Sohn von Mohammeds Oheim Abu Talib, später, mit des Propheten Tochter Fatima vermählt und, mit dem Preisnamen „Der Löwe Gottes" geschmückt, einer der herrlichsten, aber auch unglücklichsten Helden des Islâm. Es gibt eine Erzählung, welche dem jungen Aly schon zum Anfang eine vortretende Rolle zuweis't. Bekanntlich ist es ein fragwürdiges Vorrecht der Jugend, über jedes und alles, was sie versteht und nicht versteht, mit mehr oder weniger liebenswürdiger Unverfrorenheit absprechen zu dürfen, weil sie ja nur ein Achselzucken vonseiten der Wissenden riskirt. Die Jugend besitzt aber auch das edle Vorrecht, oft mit dem Instinkt des Herzens das Große und Wahre rasch und begeistert ergreifen zu können, während demselben das reifere Alter noch zaudernd, zweifelnd und zagend gegenübersteht. Nach dreijähriger Prophetenarbeit war Mohammed erst soweit, daß er eines Tages etwa vierzig seiner Verwandten und Freunde, welchen seine Bestrebungen einige Theilnahme eingeflößt hatten, in seinem Hause versammeln konnte, um ihnen die Frage vorzulegen: „Glaubt ihr an mich und meine Sendung? Und wer will mir beistehen in meinem Werk?" Da hätten alle geschwiegen. Aber der sechszehnjährige Aly wäre aufgesprungen und hätte mit ungestümem Enthusiasmus ausgerufen: „Ich will!" Es scheint demnach, daß der nachmalige „Löwe Gottes" in einer Stunde der Entscheidung eines jener durchschlagenden Worte gesprochen habe, welchen die Bedeutung von Thaten zukommt.

In demselben Maße jedoch, in welchem die kleine islamische Gemeinde sich mehrte, wuchs auch der Widerstand

gegen sie und nahmen die ihr bereiteten Widerwärtigkeiten zu. Mächtigste Männer vom Stamme Koraysch — auf dessen Stimmung und Haltung doch vorerst alles ankam — traten gegen die neue Heilsbotschaft und deren Träger auf. Wie es unter ähnlichen Umständen anderwärts geschehen war, so forderten die Widersacher auch hier vor allem, der Prophetseinwollende sollte seine angebliche Sendung bewahrheiten mittels Wunderwirkens. Darauf Mohammed: „Allah hat mich nicht gesandt, Wunder zu thun, sondern nur, seine Offenbarung den Menschen zu bringen. Dieser Offenbarung Inhalt ist Wunders genug.“

Allein damit gaben sich die Korayschiten nicht zufrieden. Der Witz Börne's, daß seit dem Tage, wo Pythagoras nach Findung des pythagoräischen Lehrsatzes dankbar eine Hekatombe darbrachte, d. h. hundert Ochsen zum Opfer schlachtete, jeder Ochse zittere, wann ein neues Licht aufgehe in der Welt, ist und bleibt ein guter Witz, zeichnet jedoch die Sachlage, von welcher ich handle, nicht völlig. Auch mit dem allerdings tausendfach bestätigten Erfahrungssatz, daß die Beschränktheit und der Neid der Mittelmäßigkeit überall und immer gegen das Genialische und Originelle gehässig, abwehrend und feindselig sich verhalten haben, reicht man nicht aus. Mehr schon trifft es das Wesen der Sache, wenn man sagt, daß die Menschen und die Völker allzeit und allenthalben weit lieber und schneller dem Dummen, Gemeinen und Schlechten als dem Gescheiden, Edeln und Rechten zugefallen seien. Uebrigens konnten ja die Leute vom Stamme Koraysch für ihren Widerstand gegen die neue Lehre auch anführen, daß die Begriffe neu und gut keineswegs immer sich decken. Aber schließlich war, wie das in unserer „besten der Welten“ so oft, ja zumeist der Fall zu sein pflegt, die ganze Angelegenheit eine Geldfrage. Die Korayschiten fürchteten, der Prophet wollte an den allerempfindlichsten Theil ihrer heidnischen Orthodoxie rühren, d. h. an ihren Geldsäckel, indem die neue Lehre ihre, der Korayschiten, Einkünfte als Eigenthümer, Hüter und Sakristane der Kaabah schmälern oder ganz versiegen machen könnte. Endlich mögen

die Schwierigkeiten, mit welchen Mohammed zu ringen hatte, nicht unbeträchtlich verstärkt worden sein durch den Umstand, daß er nicht mehr reich war. Einen Reichen, welcher mit Millionen gefüllte Säcke als Schutz- und Trutzschilde vor sich hinstellen kann, pflegt ja die menschliche Niedertracht, wenn nicht alles, so doch vieles hingehen zu lassen, sogar wohl auch die Gründung einer neuen Religion. Die Rothschilde und Konsorten haben sich jedoch, soviel man weiß, nie und nirgends mit Religionsgründerei befasst. Wozu auch? Sie standen sich ja bei dem urväterlichen Kultus des Goldkalbes ganz gut.

Es liegt ein tiefer Sinn darin, daß der Königssohn (?) von Kapilavastu sich erst aller Reichthümer und Herrlichkeiten seiner Prinzenschaft entäußern und sich zu einem Armen, zu einem Bettler machen musste, bevor er aus dem Prinzen Siddharta zum Buddha, d. h. zum Erweckten, Erleuchteten, Wissenden werden konnte und als solcher der Stifter der Religion, welche von allen auf dem Erdball heimischen Religionen die meisten Bekenner zählt. Zur Rothschilderei hatten alle die großen und guten Menschen, die Kulturhelden, die Lehrer und Tröster der Menschheit, entschieden kein Talent.

Langsam also, sehr langsam kam Mohammed vorwärts. Der Tod Chadyga's war für den jungen Islâm ein unersetzlicher Verlust. Die ungetrübte Lauterkeit der neuen Religion, die Makellosigkeit des Verkündigers derselben verschwand mit dieser Frau. Ein bedeutender Gewinn dagegen war es, daß einer der angesehensten Korayschiten, Omar, der neuen Lehre beitrat. Der ist nachmals, als zweiter Chalif, eine der Grundsäulen des Mohammedanismus geworden. Diesen, d. h. die islamische Doktrin, wollen wir uns jetzt rasch vergegenwärtigen.

5.

„Islâm“ — d. i. Hingebung, nämlich an den Willen Gottes — nannte der Prophet die von ihm gepredigte und begründete Religion. Die Bekenner derselben nannten und nennen sich „Muslîm“, wovon unser verderbtes Wort Muselmanen kommt. „Muslem“ im Singular bedeutet einen sich Hingebenden, nämlich an Gott, also einen Bekenner, einen Gläubigen, welcher zu seinem Gegensatz den „Giaur“ hat, den Ungläubigen, weil nicht an den Islâm Glaubenden. Denn das Allahthum hält sich ebenso gut für alleinseligmachend wie das Judenthum und das Christenthum. Es ist in seinem innersten Wesen unduldsam, wie das ja — alle Redensarten beiseite gestellt — sämmtliche monotheistischen Glaubenssysteme von jeher waren und ihrer Natur gemäß sein mussten.

Die Lehre des Islâm ist enthalten im „Korân“ (mit dem Artikel „Al Korân“), welches Wort bedeutet „Die Schrift“ oder „Das Buch“ und folglich genau den Sinn unseres aus dem Griechischen herübergenommenen Wortes „Die Bibel“ hat. Der Korân ist den Muslim das Buch der Bücher, das Buch schlechthin, die heilige Schrift, das geoffenbarte Wort Gottes. Jeder orthodoxe Allahbekenner ist felsenfest überzeugt, daß die Urschrift des Korân von Ewigkeit her im siebenten Himmel vorhanden gewesen sei. In Wahrheit ist „Al Kitab“, das Buch, die Schrift, wie die islamische Bibel auch genannt wird, das Werk des Propheten, nicht aber als Ganzes genommen, sondern nur in den einzelnen Theilen. Mohammed hatte bei seinen Lebzeiten in verschiedenen Epochen und bei verschiedenen Veranlassungen den Inhalt des Korân seinen Jüngern und Jüngerinnen stückweise mündlich mitgetheilt. Einzelne Abschnitte mag er wohl auch geradezu diesem oder jenem diktirt haben. Bei seinem Tode befanden sich Bruchstücke dieser Bibel, auf Pergament, auf Leder, auf Palmblätter, auf die Schulterknochen von geschlach-

teten Schafen geschrieben, in verschiedenen Händen. Andere hatten sich ungeschrieben in dem Gedächtnisse von Gläubigen erhalten. Der Prophet selbst hatte weder eine Zusammenstellung veranstaltet, noch auch eine befohlen. Maßen sich aber schon unter dem ersten Chalifen Abû Bakr — Chalif ist Stellvertreter oder Statthalter, nämlich des Propheten — die Räthlichkeit, ja Nothwendigkeit einer Sammlung der Offenbarungsschriften des neuen Glaubens herausstellte, so wurde eine erste Redaktion unternommen, welcher dann unter dem Chalifat Othmans eine zweite und endgiltige folgte. Beidemale verfuhren die Redaktoren ohne alle Methode, und darum ist der Korân, dessen Volumen nicht die Hälfte des Umfangs unserer Bibel beträgt, ein wahres Wirrsal von Buch, ich möchte sagen ein in's Quadrat erhobenes Sammelsurium. Das einzige Princip, von welchem die Sammler und Ordner desselben sich leiten ließen, scheint gewesen zu sein, die längsten Stücke voran, die weniger langen in die Mitte, die kürzeren und kürzesten an's Ende zu stellen. So, wie sie jetzt vorliegt, zerfällt die islamische Bibel in 114 Suren, d. i. Kapitel, von sehr ungleichmäßiger Ausdehnung. Einige sind bandwurmlang, andere enthalten nur wenige Zeilen. Der Korân ist in einer Art rhythmischer Prosa verfaßt, welche am Ende der Zeilen nicht selten zu Reimen sich zuspitzt. Geist und Ton sind in den einzelnen Abschnitten sehr verschieden; den ganzen Korân aber in einem Zuge durchlesen zu müssen, das dürfte als eine der schwersten Geduldproben zu bezeichnen sein, welche dem Menschen, wenigstens dem abendländischen, auferlegt werden könnten. Der jeden unbefangenen Sinn so sehr anmuthende naiv-epische Stil von manchem der alttestamentlichen Bücher fehlt der islamischen Bibel. Das merkt man deutlich an der Art und Weise, wie im Korân die alttestamentlichen Mythen- und Sagengeschichten von Abraham bis zur Zeit Jesu in ewigen Wiederholungen mitgetheilt sind, mit buntscheckigem Märchenflitterzeug verunziert. Auch der alttestamentliche Schöpfungsmythus kehrt im Korân wieder, aber wunderlich verschnörkelt und so, daß dabei der islamische Teufel, der

Iblis, eine vortretende Rolle spielt. In der Regel spricht Mohammed als bombastisirender Rhetor, mitunter jedoch auch als wirklicher Dichter. Dann findet er, emporgetragen auf dem Feuerwagen seiner Einbildungskraft und seiner Leidenschaft, für eifervolle Anschauungen auch den entsprechend gewaltigen sprachlichen Ausdruck. Ihren höchstpathetischen Schwung, so zu sagen eine Poesie des Zorns, erreicht die heilige Schrift des Islâm, wann sie die Schrecken des Weltgerichts und die Qualen der Hölle schildert, ihre höchste Anmuth und Feierlichkeit, wann sie von den Freuden redet, welche der Seligen im Paradiese harren.

Die Beantwortung der Frage: Welche Glaubenslehre wird im Korân vorgetragen? suche ich möglichst knapp zu formuliren. Bekanntlich ist die Vorstellung vom Dasein einer Gottheit der Punkt, von welchem alle systematisirten Religionen ausgehen und in welchen jede zurückmündet. Der Mensch glaubt, daß ein Wesen über ihm sei, ein höheres, übermenschliches, göttliches Wesen, welches er verehrt, liebt, fürchtet, eine Macht, von welcher er Hilfe und Trost erwartet im diesseitigen und Seligkeit in einem gehofften jenseitigen Dasein. Der Islâm nun, von der Voraussetzung getragen, es wäre rein unmöglich, nicht zu wissen, daß Gott sei, hat sein Gottesbewußtsein, sein Grunddogma zusammengefaßt in das lakonische Symbolum: „Lâ 'ilâha illâ 'llâhu“, d. h. „Kein Gott außer Allah“. Der Gottesname Allah, sprachlich naheverwandt mit den hebräischen Bezeichnungen der Gottheit (el, eljon, elohim), ist zusammengezogen aus dem Artikel al und dem Substantiv elah und bedeutet „der Verehrungswürdige“, „der Erhabene“. Sein streng-monotheistisches Grunddogma betont der Islâm fortwährend. Der Korân kommt immer wieder auf den Satz von der unwandelbaren Einheit Gottes zurück, nicht selten mit einem polemischen Seitenblick auf die christliche Trinitätslehre. So lautet am Ende der islamischen Bibel die 112. Sure noch einmal nachdrucksam: „Gott ist Einer. Er ist von Ewigkeit. Er ward nicht gezeugt und hat nicht gezeugt. Ihm gleich ist Keiner.“

Trotzdem vermochte dieser strenge und starre Eingottesglaube sich nicht folgerichtig zu erhalten. Alle entwickelteren Religionen beweisen das Bedürfniß des Menschen, zwischen Menschheit und Gottheit eine Mittelstufe zu setzen, und so sah sich auch Mohammed gedrungen und gezwungen, sei es in Anlehnung an die persisch-jüdische Lehre, sei es in Erinnerung an den uralten Geister- und Dämonenglauben seines eigenen Volkes, seinen alleinigen Gott mit Scharen von Engeln als mit dessen Dienern und Boten zu umgeben. Und worauf sollte ferner das in der Welt vorhandene Böse zurückgeführt werden? Doch nicht auf den allmächtigen, allweisen und allgütigen Gott?

Da musste also die Annahme eines Satans oder Teufels aushelfen, welcher Widersacher Gottes und Verführer der Menschen den Namen Iblis erhielt. Der Gegensatz von Gott und Teufel ist jedoch in der islamischen Dogmatik bei weitem nicht so bestimmt herausgebildet wie in der christlichen. Auch die Bedeutung und Stellung der Dämonen, der sogenannten Djinne, ist im Korân eine unklare und verschwommene, insofern sie nicht immer als böse Geister erscheinen.

Der zweite Hauptlehrsatz des Islâm enthält die Vorherbestimmung der menschlichen Geschicke durch Gott, jene Prädestinationslehre, welche auch in der Geschichte des Christenthums einen so großen Raum eingenommen und so viel Lärm gemacht, im Mohammedanismus aber das große Schisma zwischen Sunniten und Schiiten herbeigeführt hat.

Das dritte Dogma beschlägt das Prophetenthum, indem es feststellt, daß Mohammed der wahre Prophet und Uebermittler der göttlichen Offenbarung sei. Mohammed ist also der Prophet, der Prophet par excellence, jedoch nicht der erste und nicht der einzige. Denn als seine Vorgänger anerkennt der Korân ausdrücklich Mose und Jesus, aber Mohammed ist der Vollender des Prophetenthums.

Das vierte Hauptdogma handelt von der Unsterblichkeit der Seele, von der Auferstehung der Todten, vom

Weltgerichte, von der schließlichen Belohnung der Guten und der Bestrafung der Bösen. Diese islamische Eschatologie (Lehre von den letzten Dingen) ist ganz augenscheinlich altpersischen und christlichen Vorstellungen nachgebildet, in ihren Einzelheiten aber sehr geschickt auf die sinnliche Anschauungsweise der Orientalen berechnet und darum heißblütig-phantastisch ausgemalt.

Wenn das Dogma die Seele der Religion, so ist der Kultus bekanntlich ihr Leib. Da finden wir nun, daß im Islâm das Verhältniß zwischen Seele und Leib, d. h. zwischen Gotteslehre und Gottesdienst, mit äußerster Konsequenz durchgeführt ist. Die strenge Festhaltung des Begriffs eines abstrakten, außerweltlichen, leib- und bildlosen Gottes verwarf und verwehrte das Hereinbrechen weiterer mythologischer Elemente in den Kult und verwarf und verwehrte demzufolge gleichermaßen das Herantreten der Künste zum Gottesdienst. Nur zu Gunsten der Baukunst war eine Ausnahme gestattet, allein die in den Dienst der Religion gezogene Architektur sollte sich bei Schaffung und Auszierung der islamischen Tempel auf das Nothwendigste beschränken. Einen Gottesdienst der Gemeinde kennt eigentlich der Islâm nicht. Die Andachtverrichtung ist Sache des Einzelnen. Den Hauptbestandtheil des muslimischen Gebetes macht die Sure aus, welche den Korân eröffnet. Die Auslegungen von Korânstellen durch die Imame von den Kanzeln der Moscheen herab können als Predigten in *unserem* Sinne kaum bezeichnet werden.

Die vier großen gottesdienstlichen Pflichten des Muslem aber sind: 1) Das Gebet, täglich fünfmal zu verrichten, mit zur Kaabah gen Mekka gerichtetem Antlitz; 2) das Fasten, namentlich während des ganzen Monats Ramazan vom Sonnenauf- bis zum Sonnenuntergang; 3) das Almosenspenden, d. h. die Mildthätigkeit im engsten und im weitesten Sinne des Wortes; 4) die Wallfahrt nach Mekka, welche jeder Rechtgläubige wenigstens einmal im Leben machen soll. Für weitere gottesdienstliche Verbindlichkeiten gelten: 1) die Beschneidung, 2) häufige Waschungen

und Reinigungen, 3) der „Djihad", d. i. der Krieg gegen die Kiaffir oder Giaurs, d. h. gegen alle Nichtmuslim.

Einen geschlossenen Priesterstand oder gar eine geistliche Kaste hat der Islâm nie gekannt. Er kennt nicht einmal ein Priesterthum, sofern dieses im christlich-kirchlichen Sinne auf einer Weihung beruht. Eine Theokratie allerdings hat der Prophet gestiftet, insofern dem dogmatisches Ansehen genießenden „Imamet", d h. dem Gesetz der Erbfolge gemäß die höchste geistliche und weltliche Macht und Gewalt bei seinen Nachfolgern und Statthaltern, den Chalifen, sein sollte. Allein dieser islamische Cäsaropapismus hat seine Einheit und Obmacht bekanntlich nicht lange zu behaupten vermocht. Auch andere Vorschriften des Propheten verloren mit der Zeit ihre Geltung. So hat er z. B. die Möncherei ganz ausdrücklich verworfen, allein dieselbe hat sich dennoch in den Islâm einzuschleichen gewusst. Endlich muß hier noch daran erinnert werden, daß der Korân zugleich Dogmatik, Ritualgesetz, Sitten- und Rechtslehre ist. Die mohammedische Bibel enthält also die kanonische Norm nicht allein für das religiöse, sondern auch und ebensosehr für das sociale und politische Dasein der Muslim: sie ist das Civil- und Strafgesetzbuch der gesammten islamischen Welt, in allem die letzte und höchste Instanz. An diesem Felsen ist die Zukunft des Mohammedanismus gescheitert. Denn wie wäre gegenüber der Elasticität und Entwickelungsfähigkeit des Christenthums, welches den verschiedenartigsten Klimaten, Rassen, Völkern und Staatseinrichtungen bieg- und schmiegsam sich anzupassen wusste, eine Fortbildung oder auch nur eine Erhaltung der mohammedanischen Macht in die Länge möglich gewesen bei dieser Unfähigkeit, die intellektuelle und die praktische Seite des Lebens auseinanderzuhalten, bei dieser trägen Gewöhnung, auf Anschauungen und Satzungen zu beharren, welche dem Araberthum des 7. Jahrhunderts auf den Leib geschnitten waren?

6.

Von der Skizzirung seiner Lehre wenden wir uns wieder zu der Person des Propheten zurück.

Er galt, wie sprichwörtlich alle Propheten, in seinem Heimatlande lange soviel wie nichts. Dann begann er etwas zu gelten, als Gegenstand der Sorge, der Furcht und des Hasses seiner Stammesgenossen, der Männer vom Stamme Koraysch. Die Ausbrüche dieses Hasses haben ihn genöthigt, längere Zeit hindurch ein abenteuerlich-unstätes Dasein zu führen. Mehrmals musste er vor den Nachstellungen seiner Feinde aus Mekka entweichen, um sich in der Wüste, in Schluchten und Höhlen zu bergen. Immer wieder in seine Vaterstadt zurückkehrend, suchte er sich bis zum äußersten darin zu behaupten, dieweil er gar wohl wusste, von welcher Wichtigkeit es wäre, von diesem anerkannten Vororte Arabiens aus seine Lehre zu verbreiten. Nun aber verschritten die Korayschiten zur Ausführung des Anschlags, mittels Mordes dem lästigen Neuerer den Mund zu schließen. Dieser Gefahr musste Mohammed weichen, und er entkam derselben durch Anwendung einer echtbeduinischen Kriegslist. Aus Mekka entflohen, gelangte er unter vielen Fährlichkeiten nach der Stadt Medyna, allwo ihm eine Zuflucht bereitet war durch Anhänger, welche als Wallfahrer den Islâm in Mekka kennen gelernt, angenommen und nach Medyna gebracht hatten. Auch waren dem Propheten seine sämmtlichen Anhänger, seine beiden Fluchtgenossen Abu Bakr und Aly abgerechnet, aus Mekka nach Medyna vorangeflohen. Die Korayschiten setzten erfolglos einen Preis von 100 Kameelen auf den Kopf des ihrem Mordanschlag entgangenen Propheten.

Am 14. September des Jahres 622 langte der Flüchtling in dem vor den Thoren Medyna's gelegenen Dorfe Koba an. Von dieser Flucht („Hidjrah“) Mohammeds datirt bekanntlich die Zeitrechnung der mohammedanischen Welt. Nicht ohne Grund. Denn die Hidjrah markirt in

der Laufbahn des Propheten den ausschlaggebenden Wendepunkt. Jetzt erst wurde seine Stellung eine öffentliche und seine Rolle eine geschichtliche; jetzt erst wich das Dunkel und die Stille seines Privatlebens dem Glanz und Geräusch eines Daseins, auf welches die Augen und Gedanken von Tausenden und bald von Myriaden von Menschen als auf ihren Mittelpunkt sich richteten. Denn mit dem Amt eines Predigers und Propheten, eines durchweg nur auf die friedlichen Mittel der Unterweisung angewiesenen Lehrers verband von jetzt ab Mohammed die Arbeit, das Wesen, Walten und Wirken eines Staatsmannes, Feldherrn und Fürsten.

In Medyna nämlich entwickelte sich die islamische Sekte binnen kurzem zu einer großen religiösen und politischen Partei, welche der Prophet auch als solche zu lenken und zu leiten, zu mehren und zu meistern hatte. Hierbei nun ist der ihm eingeborene Genius des Mannes, die ganze Macht seines Ich und Selbst, die Fülle und Vielseitigkeit seiner Begabung, die von ihm ausstralende Souveränität seines Wollens und Thuns so recht kundgeworden. Wie alle auserwählten Geister besaß auch er in vollem Maße das Geheimniß der Machtübung über Menschen. Mit der Fürstlichkeit Mohammeds freilich ist es noch sehr ärmlich und kärglich bestellt gewesen, wie beispielsweise die wahrhaft beduinische Einfachheit zeigt, womit in Medyna die Hochzeit seiner Lieblingstochter Fatima mit dem treuen Aly gefeiert wurde. Der ganze Hochzeitschmaus bestand aus einer mit Datteln und Oliven gefüllten Schüssel, und die Ausstattung des jungen Paares war eine geradezu bettelhafte. Aber trotz der Armsäligkeit seines Haushalts war er doch bald nach seiner Ankunft in Medyna in der Verfassung, der Verkündigung seiner Lehre die Ueberredungskraft des Schwertes beizufügen. Es erwies sich eben auch beim Aufkommen des Islâm die leider durch den ganzen Verlauf der Geschichte bestätigte Wahrheit, daß keineswegs nur auf dem sehr wünschenswerthen Wege ruhiger Bildung und mit den friedlichen Mitteln der Belehrung und Ueberzeugung die großen Wandlungen in der menschlichen Gesellschaft sich

bewerkstelligen und vollziehen. Der kindische Traum vom ewigen Frieden mag in Kinderfibeln paradiren, um Kinder zu ergötzen. Das Buch der Geschichte ist aber keine Kinderfibel, sondern lehrt denkende und wissende Menschen, daß es bei den großen Umwälzungen in der Menschheit niemals ohne Gewaltsamkeit abgegangen sei. Das Christenthum hat übrigens in dieser Beziehung dem Islâm bekanntlich gar nichts vorzuwerfen. Denn keine Religion hat so viel Blut und so viele Thränen gekostet wie die christliche.

Sobald der Prophet in Medyna festen Sitz gewonnen, fasste er als nothwendiges Ziel die Bewältigung von Mekka ins Auge, ganz richtig rechnend, daß mit Mekka ganz Arabien binnen kurzem ihm zufallen müsste. Er begann also von Medyna aus an der Spitze seiner Anhänger den Krieg gegen die vom Stamme Koraysch, nachdem er den „Djihad" gegen die Ungläubigen als ein förmliches Gebot Allah's proklamirt hatte. Selbstverständlich wurde dieser Krieg zunächst im Stil echt arabischer Razzia's geführt. Einen ersten wirklichen Sieg über die Korayschiten gewann Mohammed im Treffen bei Bedr. Zwar schwankte die Entscheidung noch lange und eine erste Berennung Mekka's misslang sogar; allein der Islâm gewann doch allmälig Boden; der Anhang des Propheten wuchs im Lande, und das konnte nicht ohne Rückwirkung auf seine Gegner bleiben. Ein Stammeshäuptling in den Dörfern und Städten, ein Beduinenschech der Steppe nach dem andern stellte sich unter das Banner Allah's, und der neue Glaube wurde nachgerade zu einer nationalen Macht, welche alle Hindernisse überwältigte. Zu Ausgang des Jahres 629 vermochte Mohammed mit 10,000 Streitern vor Mekka zu rücken und schon im Januar von 630 zog er als Sieger in die bezwungene Stadt ein. Er übte Mäßigung und Milde. Arabischem Kriegsrechte zufolge waren sämmtliche Bewohner der besiegten Stadt dem Untergange verfallen. Der Prophet begnügte sich jedoch, etliche der verstocktesten Korayschiten zum Tode zu schicken.

In der Kaabah wurden die Götzenbilder feierlich zerschlagen und verbrannt, das also gereinigte Haus aber zum

Haupttempel des Islâm erklärt. Im folgenden Monat zog Mohammed von Mekka aus, um den letzten Widerstand, welchen seine Lehre und sein Herrscheramt noch in Arabien zu befahren hatten, niederzuschlagen. Er that dies mittels seines großen Sieges im Thale von Honayn, und jetzt reichte sein Machtgebot über die ganze Halbinsel, ja er konnte seine Waffen nach Syrien hinaustragen und den Kaiser von Byzanz bekriegen. Verständigerweise verfolgte er jedoch die kriegerische Laufbahn nicht weiter, sondern wandte den Rest seines Lebens auf die Durchbildung und Festigung seines Werkes, indem er auf der Basis des Islâm Arabien neu organisirte. Sein Lieblingsaufenthalt war Medyna, und da wollte er auch begraben sein. Im 10. Jahre der Hidjrah wallfuhr er zum letztenmal nach Mekka, diesmal ganz im Stil eines anerkannten und hochverehrten Fürsten der Gläubigen. Der Einzug in die Kaabah war der Triumphalpomp seiner Prophetenschaft. Nach Medyna zurückgekehrt, erkrankte er und auf dem Krankenlager wies er wiederum, wie er schon oft zuvor gethan, die Versuche seiner Jünger, ihn zu vergotten, ihn für Gottes Sohn zu erklären, fest und bestimmt zurück. „Gott hat keinen Sohn, und ich bin nur ein Mensch wie ihr alle“, sagte er. Seine Vertrautesten versammelte er zu einer letzten feierlichen Ansprache, welche der Ueberlieferung zufolge lautete: „Ich höre, der Tod eures Propheten erfülle euch mit Schrecken. Aber hat denn je einer der vor mir gekommenen Propheten ewig gelebt? Ihr musstet also wissen, daß ein Tag käme, wo ich von euch getrennt werde. Ich wandere jetzt zum Allah, meinem Herrn, euch aber ermahne ich zur Eintracht“. Dann befahl er, allen seinen Sklaven die Freiheit zu schenken und alles Geld, welches in seiner Kasse, den Armen zu geben. Es war freilich wenig genug, 6 oder 7 Denare. Denn der Fürst der Gläubigen, der Beherrscher Arabiens starb arm. Der 7. oder 8. Juni von 632 war sein Todestag. Da, wo sein Sterbebett gestanden, wurde sein Grab gegraben, bestimmt, das sehnsüchtig erstrebte Ziel der Pilgerfahrt von Millionen zu werden.

7.

Der menschliche Hang zur Mythenbildnerei im allgemeinen und die arabische Fabulirsucht im besonderen haben nicht gezögert, nach dem Hingange des Propheten die Erscheinung desselben, auch die körperliche, mit einem so dicken Nimbus des Wunderbaren zu umhüllen, daß man denselben vorher energisch zerreißen und beseitigen muß, wenn man die wirklichen Umrisse und die wahren Züge des großen Mannes erkennen will. Es ist auch wohl nur billig, daß man bei Vergegenwärtigung seines Gesammtcharakterbildes den Propheten nehme, wie er in seiner besseren und besten Zeit war, wennschon nicht verschwiegen werden darf, daß er in späteren Jahren mitunter, sogar häufig, bedenklich von jenem bösen Gebresten angekränkelt war, welches ich die Weihrauchskrankheit nenne. Gegen die giftigen, Unheil stiftenden Dünste derselben scheint leider kein menschliches Gehirn fest genug vermauert zu sein.

Fassen wir die Züge zusammen, welche uns über die Persönlichkeit Mohammeds überliefert worden, so gewinnen wir dieses Bild: Von Mittelgröße, besaß er einen schlanken, geschmeidigen, sehnigen Wuchs, einen wohlgeformten Kopf, ein rundliches, braunes, rothwangiges Gesicht, mit einer hohen, schön gewölbten Stirn, unter welcher große schwarze Augen hervorblickten, gewöhnlich sanft und träumerisch, stralenwerfend in Augenblicken der Begeisterung, feuersprühend im Zorn. Die schmalrückige Adlernase mit ihren sehr beweglichen Flügeln deutete auf Leidenschaftlichkeit, der Mund mit den vollen, aufgeworfenen Lippen auf Sinnlichkeit, das massive, von einem starken Bart bedeckte Kinn auf Energie hin.

Leicht und lustig ertrug der Prophet Anstrengungen und Strapazen aller Art, ließ sich von Hitze und Frost, von Hunger und Durst wenig anfechten, war ein kühner Reiter, ein geschickter Bogenschütze und Schwertkämpfer, persönlich tapfer, als Führer in der Schlacht ebenso scharfblickend und

umsichtig wie als Politiker, als welcher er seine Entwürfe auf das Fundament tiefer und vielseitiger Menschenkenntniß stellte, um sodann mit geduldiger Beharrlichkeit an der Durchführung derselben zu arbeiten. Seine Stimmung äußerte sich in Haltung und Miene zumeist als milder Ernst, aber im Umgang und Gespräch waren ihm die Formen anmuthsvoller Leutseligkeit eigen. Wann Zeit, Ort und Anlaß es forderten, hat sich der sonst gewöhnlich wortkarge Mann zur hinreißenden Beredsamkeit erhoben. Dann strömte die Zunge des Dichters die Eingebungen des Propheten in Worten aus, die flammten wie Blitze und rollten wie Donner. Er war ein durch und durch ehrlicher Mensch, offen und ohne Hehl auch in seinen Fehlern und Ausschreitungen. Nichts Gleißnerisches, Scheinheiliges, Muckerisches an und in ihm. Aus der Tiefe einer felsenfesten Ueberzeugung heraus handelte er. Er glaubte an das, was er verkündete, und darum glaubten die Menschen auch ihm. Er war ein Principmann, kein aalglatter Opportunist, kein zweiächslerischer Kompromissekünstler, sondern ein Geradeausgänger und weder ein Höfling der Macht noch ein Schmeichler der Menge. Der Grundzug seines Wesens ist zweifellos Liebe zu den Menschen gewesen, wie denn ja, wo diese mangelt, wohl etwa so ephemere Scheindinge wie napoleonische Kaiserschaften aufgeschwindelt werden können, nie aber Bleibend-Großes gedacht, gewollt und geschaffen wird. Es fehlten ihm auch nicht die menschlich guten, feinen und edeln Charakterstriche, deren Mangel an dem berühmtesten Manne der ersten wie gleichermaßen an dem berühmtesten Manne der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so störsam auffällt. Der Prophet war gegen die Menschen billig und nachsichtig, liebte auch einen harmlosen Scherz. Als ihn eines Tages eine alte Frau hartnäckig behelligte mit der Bitte, er möchte doch beim Allah fürsprechen damit sie ins Paradies käme, sagte er ungeduldig: „Es kommt keine alte Frau ins Paradies." Als aber die gute Greisin darob in Schluchzen ausbrach, tröstete er sie, sprechend: „Allerdings kommt keine Alte ins Paradies;

denn an der Schwelle desselben werden die alten Frauen durch Allah's Gnade wieder in schöne junge Mädchen verwandelt."

Rastlos war sein Wunsch, wohlzuthun, und es ist bekannt, daß er sich in Speise, Trank und Kleidung die größte Mäßigkeit und Sparsamkeit auferlegte, um desto wohlthätiger gegen andere sein zu können. Auch jenes Kennzeichen menschlicher Herzensgüte, das Mitgefühl für die Thiere und die Fürsorge für dieselben, fehlte ihm nicht. Summa: Im seltensten Maße hat Mohammed Genie, Mannhaftigkeit, Einfachheit, Edelmuth und Thatkraft in sich vereinigt. Er war so recht eine elementare Persönlichkeit, ein ursprünglicher Mensch, ein Held im Hochsinn des Wortes, und zutreffender als von jenem etwas zweifelhaften römischen Helden hätte der große Tragiker von dem arabischen rühmen können:

„So mischten sich in ihm die Elemente,
Daß die Natur aufstehen durft' und sagen:
Das war ein Mann!" . . .

Einen Dichter, welcher seiner würdig wäre, hat der Prophet Allah's noch nicht gefunden. Die bekannte Tragödie Voltaire's ist nur eine im Sinne der aufklärerischen Philosophie des 18. Jahrhunderts gezeichnete Karikatur. Von dem wahren Wesen und Wirken seines Helden hatte der große Spötter gar keine Ahnung. Großartig zwar hat Julius Mosen in den Schlußgesängen seines „Ahasver" den Eintritt des Islâm in die Weltgeschichte dargestellt, aber wie sehr haben wir es doch zu beklagen, daß die jugendfeurige Absicht Göthe's, einen Mohammed zu dichten, nicht zur Verwirklichung gelangt ist.

Das Werk aber dieses Mannes darf nicht nach dem Anblick beurtheilt und gewerthet werden, den es heute darbietet. Vom Anfang an zwar war es, wie alles Menschliche, mit dem Mal der Vergänglichkeit bezeichnet, allein der Islâm in seinem Niedergang darf uns nicht ungerecht machen gegen den Islâm in seinem Aufgang. Seit länger als einem Jahrtausend ist dieser Glaube für

hunderte und wieder hunderte von Millionen Menschen der Inhalt ihres Denkens, ihr heiligster Besitz, ihr höchstes Hoffen, ihre mächtigste Stärkung, ihr bester Trost gewesen. Und mit welcher Kraft und mit welchem Glanz hat diese Religion ihre Eroberungsrolle durchgeführt! Binnen des ersten Jahrhunderts schon nach dem Tode des Propheten langte der Mohammedanismus mit seiner linken Hand an den Ebro in Spanien und mit seiner rechten an den Ganges in Indien. Der arabischen Unwiderstehlichkeit hat nur germanische Unbesiegbarkeit den Weg zur Weltherrschaft zu verlegen vermocht. Großes also vollbrachte der Islâm mit dem Schwert, aber Großes auch mit dem Geiste. Was alles das christliche Mittelalter der weit vorgeschritteneren islamischen Bildung zu verdanken hatte, ist bekannt. Unter dem Schutze der Khalifate von Bagdad und von Kordova sind herrliche Kulturfrühlinge aufgeblüht. Die Prachtbauten von Kordova, Sevilla und Granada, wie die von Kairo, Delhi und Agra zeugen noch jetzt beredsam von dem künstlerischen Wollen und Können dieser Kultur, welche der Weltliteratur einen Firdusi, Sadi, Dschelaleddin, Hafis, Hariri und alle die spanisch-arabischen und sicilisch-arabischen Dichter gab, der Wissenschaft einen Avicenna und Averroes, eine ganze Reihe von Mathematikern, Astronomen, Forschungsreisenden und Heilkünstlern, sowie sie auch aus dem Boden philosophischer Speculation den Sufismus hervortrieb, jenes pantheistische Evangelium freudiger Gotttrunkenheit. Das alles ist nicht verloren, sondern vielmehr zum Gesammteigenthum der civilisirten Menschheit geworden.

Derzeitig freilich scheint der Islâm, schon seit Jahrhunderten von innen heraus gewelkt, im Absterben begriffen — wenigstens in seinen staatlichen Formen und Gestaltungen. Der Möglichkeit einer Wiederverjüngung steht sein ganzes Wesen entgegen. Allah wird an ihm wohl kein solches Wunder thun, wie der Prophet jener weinenden Greisin tröstend eins in Aussicht stellte. Das Endschicksal alles Gewordenen und Werdenden, das Vergehen, das Schicksal von Religionen, Staaten, Völkern, Rassen, von Weltkörpern

sogar, wird auch das des Islâm sein. Schon seit lange hört man ja in russischen und anderen Staatskanzleien die Diplomatenfedern kritzeln, welche ihm das Testament aufsetzen, dem armen „kranken Mann“ von Mohammedanismus, den die Unentwickelbarkeit seines Dogma's und der daraus entsprungene dumpfe Fatalismus mit dessen ganzem verderblichen Gefolge, Sultanismus, Vielweiberei, Sklavenwesen, Unwissenheitsdünkel und Trägheit, zu einem unheilbaren Siechling gemacht haben. Der Tag wird und muß also kommen, wo die Geschichte über ihn zur Tagesordnung schreitet. Aber es ziemt uns, nicht mit Ueberhebung, sondern nur mit Mitleid dieses Ende einer so gewaltigen Erscheinung vorzufühlen, eingedenk, daß die Reihe auch an uns kommen, ja daß, wie unsere Weisen wollen, das in erhabenem Schweigen über, um und unter uns tagende große Parlament der Welten dereinst über unsere kleine Erdenwelt selbst zur Tagesordnung übergehen wird. Ob dannzumal das, was die Menschheit gefühlt, gedacht und gethan, erstritten und gelitten, all ihre Triumphe und ihre Niederlagen, ihre Eroberungen und ihre Opferungen, ihre Verdienste und ihre Verfehlungen, all ihre Lust und all ihr Leid auf Wegen, welche selbst die Phantasie eines Dante nicht zu ahnen vermöchte, den Bewohnern anderer Welten zu gut kommen oder aber ob dies alles verweht sein werde, spurlos, ein Windhauch von gestern — wer weiß es?

Deutschland vor hundert Jahren[1]).

> Das liebe Heilige Römische Reich,
> Wie hält's nur noch zusammen?
>
> Frosch im Faust.

Vor siebenundzwanzig Jahren hab' ich den ersten Theil dieses Buches unmittelbar nach seinem Erscheinen einer ausführlichen Anzeige unterzogen. Heute, nach Vollendung des trefflichen Werkes im Jahre 1880, komm' ich darauf zurück mit der Bemerkung, daß, wenn der Abschluß desselben bedauerlich lange sich verzögerte, Biedermanns kulturgeschichtliche Leistung nur um so mehr berechtigt ist, die Devise zu tragen: „Was lange währt, wird gut."

Dazumal, als 1854 der erste Theil herausgekommen, war eine böse Zeit. Die Menschen von heute und gestern haben keine Vorstellung davon, was wir anderen, die wir den „Völkerfrühling" von 1848 mitgelebt, empfinden, erfahren und leiden mussten, als alle die holden Täuschungen und schmerzlichen Enttäuschungen des „tollen" Jahres in die stupide und brutale Rückwärtserei der ersten 1850er Jahre aufgegangen waren. Während wir nur allzu ausgiebige Gelegenheit hatten, die Wahrheit der berühmten Dante'schen Terzine:

---

1) Veranlasst durch das Werk „Deutschland im 18. Jahrhundert", von Dr. Karl Biedermann. 2 Theile in 4 Bänden, 1. Theil. Bd. 1 und 2 in II. Auflage. Leipzig, J. J. Weber 1880.

„Tu proverai sì come sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e 'l salir per l'altrui scale.“ —

bitter zu erproben, war daheim in Deutschland das deutsche Vaterland wiederum, ganz wie zur Zeit der Kamptz und Tztschoppe, zu einem Verbrechen geworden. Aber ihre ganze Tücke wagten die Werkzeuge der Reaktion dort erst dann zu entfalten, als drüben, jenseits des Rheins, der meineidige Sohn einer notorischen Nicht-Lukretia mit den Banditenfäusten seiner Spießgesellen La Belle France im Dunkel einer Decembernacht an der Kehle gepackt und die Halberwürgte zu Boden geworfen hatte.

Ich erinnere mich, daß ich in meine deutsche Seele hinein mich schämte, als ich erfuhr, König Friedrich Wilhelm IV. hätte hoch aufgejubelt, als er die Botschaft von dem schandbaren Frevel empfangen. Ja, furchtbarer noch als das Verbrechen des Elenden, welcher mit Hilfe des Auswurfes von Frankreich seine Schmach hinter jener Blutdampfwolke der Boulevardsschlächterei vom 4. December 1851 zu verstecken suchte, war der Beifall, welchen mit verschwindend wenigen Ausnahmen das ganze officielle und officiöse Europa, vom Papst und von der Königin Viktoria bis zum Duodezdespötlein von Flachsenfingen und bis zum schmierigsten Reptil des Staatsanzeigers von Krähwinkel herab, diesem Verbrechen zollte. Daß alle Gauner, Spieler und Schwindler, alle vornehmen und geringen Spione und Spioninnen, Kupplerinnen und Hetären, alle feilen Skribenten und alles andere Menschenspülicht dem aus der Dreieinigkeit von Meineid, Raub und Mord geborenen Bastardcäsar zujauchzten, war ganz in der Ordnung. Dieses Geschmeiß hatte ja die richtige Vorauswitterung, das Second Empire werde eine riesige Pfütze von Verderbniß und Fäulniß sein, eine richtige „cour de miracles“ der Escroquerie, der Völlerei und Unzucht, der Jecker-Bons und Goldbarren-Lotterieen, der scham- und scheulosen Saturnalien und Lupanarien. Ich war damals, obzwar vom Schwabenalter nicht allzu weit mehr entfernt, noch so jung, daß ich mich über die Niederträchtig-

keit der Menschen verwunderte, entrüstete und betrübte. Das hab' ich mir, seit ich hinter die Kulissen und in die Ankleidezimmer der Bühne, auf welcher die menschliche Tragikomödie spielt, blicken gelernt, gründlich abgewöhnt und darum sehe ich nur noch mit einer aus Mitleid und Ironie gemischten Empfindung auf das wüste Armuthszeugniß zurück, welches die europäische Gesellschaft sich ausstellte, indem sie nahezu zwanzig Jahre lang vor einem nachgemachten Bonaparte scharwenzelte, kniete und räucherte. Vielleicht wähnte sie, es gereichte ihr zur Entschuldigung, daß sie annis 1814 und 1851 ja nur die echten Bonapartes mit dem Interdikt belegt hatte.

Uns anderen, für welche solche Selbsterniedrigung undenkbar, blieb nichts übrig, als nach Möglichkeit aus der schmerz- und trauervollen Gegenwart hinwegzuflüchten. Damals versenkte ich mich in die Vergangenheit meines Volkes und schrieb jene Bücher, welchen, wie ich ja wohl ohne eitle Selbstberühmung sagen darf, meine Landsleute daheim und in der Fremde seit dreißig Jahren eine mein Verdienst weit übersteigende Liebe und Treue zugewandt und bewahrt haben. Solche Beschäftigung mit Gewesenem half über die Schwere des Seienden hinweg. Sie hatte auch das Tröstliche, die Ueberzeugung beizubringen, die Lebenskraft unseres Volkes, welches so viele derartige Entwickelungsleiden überstanden hatte, müsste eine unverwüstliche sein — die Ueberzeugung, die Deutschen, welche einer so jammervollen politischen Geschichte zum Trotz eine große Kulturnation geworden, müssten auch noch eine Zukunft als Machtnation haben. Auch das Studium des ersten Theils von Biedermanns Buch vermochte diesen Glauben nicht zu erschüttern. Denn wenn die genaue, deutliche, quellenmäßige Darstellung, welche der Verfasser von den politischen und socialen Zuständen unseres Landes im 18. Jahrhundert gab, das ganze Jammersal dieser Zustände aufdeckte, so musste der Anblick derselben jeden Sehenden überführen, daß es im 19. Jahrhundert denn doch besser, bedeutend besser geworden sei.

Und heute, wo ich das glücklich zum Abschluß gebrachte

Biedermann'sche Werk wiederum zur Hand nehme, um, soweit meine Stimme reicht, die Aufmerksamkeit patriotisch denkender Männer und deutschfühlender Frauen darauf zu lenken, wie ist es heute?

Nicht, wie es sein sollte und wohl auch sein könnte, aber jedenfalls besser als im Jahre 1854. Eine Vision, daß binnen 17 Jahren das wieder aufgerichtete Deutsche Reich ausgerufen werden würde, ausgerufen nach kolossalen gegen die Franzosen geführten Siegesschlägen, ausgerufen im Prunkschlosse jenes französischen Sultans, welcher der grimmigste Feind und erbarmungsloseste Schädiger unseres Volkes gewesen war, diese Vision wäre dazumal sogar als solche, als Traum und Ahnung rein unmöglich gewesen. Wer so kurz nach 1849, dem Jahre des Fluches, so kurz nach 1850 und 1851, den Jahren der Schmach, so etwas hätte prophezeien wollen, wäre mit Recht als der Narr der Narren verlacht worden. Allerdings sind wir heute noch weitab vom Ziele. Was 1866 und mehr noch 1871 in Stunden versäumt worden, wird in Jahrzehnten nicht hereinzubringen sein. Die Reichsverfassung ist nur ein trauriger Nothbehelf, ein Lotter- und Schlotterwerk. Der dynastischen Selbstsucht wie der partikularistischen Bornirtheit sind die beklagenswerthesten Einräumungen gemacht worden — Einräumungen, welche, wie ja leicht vorauszusehen war, keineswegs Dankbarkeit erzeugt haben. Die Karte des Deutschen Reiches zeigt noch immer ein Dutzend Farben zu viel. Und sodann dieser schreiende Widerspruch zwischen der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts und der heftigen Verwerfung des Parlamentarismus, welcher doch — mag im übrigen sein Werth oder Unwerth sein, wie er wolle — die unumgängliche Schlußfolgerung aus jener Prämisse ist! Man kann dem deutschen Volk doch nicht zumuthen, lauter Ja nickende Pagoden in den Reichstag zu schicken, und wenn die Schreibsklaven Klagelieder über das Parteiwesen singen, so vergessen wir darum doch nicht, daß Parteien die Lungen sind, womit freie Staaten athmen. Aber giebt es nicht auch tuberkulose Lungen? Gewiß, das giebt es, und es mag schon sein,

daß an diesem oder jenem rechten oder linken Flügel der in Rede stehenden Lungen da oder dort ein häßliches Tuberkel sitzt. Allein trotzdem wird das parlamentaristische Experiment gemacht werden müssen, es wäre denn, daß man zum nackten, aber wenigstens ehrlichen und aufrichtigen Absolutismus zurückkehren wollte, was ja in Deutschland und vorab in Preußen weiter keine oder kaum nennenswerthe Schwierigkeiten hätte. Mit dem grundverlogenen, schamlos unsittlichen und noch dazu albernen und lächerlichen Scheinkonstitutionalismus — abscheulicher Bandwurm von Wort! — geht es nicht mehr. Die Möglichkeit, das konstitutionell-parlamentarische Regiment könne ein aufrichtiges und ehrliches sein, vorausgesetzt — was freilich eine ungeheuer kecke Voraussetzung ist — muß es anderseits als absurd bezeichnet werden, hinter diesem Regiment das Schreckgespenst der Revolution auftauchen zu lassen. Wir Deutsche sind ja Reflektionsmenschen, Grübler, Tiftler, wir haben nicht das Zeug zum Revolutionmachen und denken auch gar nicht daran, falls man so freundlich ist, uns auch nur halbwegs bei guter Laune zu erhalten. Uns fehlt ja die elementare Leidenschaft, die initiatorische Sprungfertigkeit. Wir müssen, um überhaupt voranzukommen, Schritt für Schritt vorwärts gehen, und daß und wie wir trotzdem vorwärts gegangen, wird jedem klar werden, welcher vergleichen will, wie unser Land vor hundert Jahren war und wie es jetzt ist.

Auf den folgenden Blättern will ich, immer an der Hand Biedermanns, versuchen, geneigte Leser und ernste Leserinnen in das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts zurückzuführen, — selbstverständlich auf nach Möglichkeit gekürzten Wegen. Es ist dies, will mir scheinen, die beste Art und Weise, einer so schwierigen und so gewissenhaft gethanen Arbeit gerecht zu werden, — einer Arbeit, deren Frucht fraglos eine Zierde der deutschen Kulturhistorik ausmacht. Der Verfasser hat sich keine Mühe und keinen Zeitaufwand verdrießen lassen, um das ungeheuere Material zusammenzubringen, welches der Aufbau seines Werkes erforderte. Schon an die Sichtung, Ordnung und Zurhand-

stellung dieses Materials mussten Jahre gewendet werden. Die Kulturgeschichtschreibung darf sich bekanntlich nicht damit begnügen, die Oberfläche der Erscheinungen zu veranschaulichen und zu kennzeichnen. Sie muß überall den treibenden Kräften in die Tiefe nachgehen. Sie hat den tausenderlei Motiven, welche zur Schaffung des Gesammtbildes eines Volksdaseins zu dieser oder jener bestimmten Zeit zusammenwirken, geduldig nachzuspüren, auf Pfaden, welche zumeist mühsamer zu begehen sind als die Wege, welche durch wohlgeordnete Archive führen oder gar durch jene Roth-, Gelb-, Grün- und Blaubücher, die dermalen so großes Ansehen genießen und in die, beiläufig bemerkt, doch nur hineinkommt, was einem zur Zeit herrschenden Minister hineinzuthun beliebt und wie es hineinzuthun ihm „opportun“ scheint. Um jene kleinen, unscheinbaren und doch hochbedeutsamen Züge beizubringen, welche die Gesellschaft dieser oder jener Periode oft besser charakterisiren als breitspurig einhertretende Allerweltsthatsachen, muß der Kulturhistoriker häufig ganze Steppen bedruckten Papiers durchwandern. Auch unser Verfasser hat dieser Pflicht sich unterzogen, und die geschickte Art, wie er solche Züge zu finden und zu verwenden wusste, bildet gerade einen der vielen Vorzüge seines Werkes. Auch der Mängel ermangelt dasselbe nicht, wie denn überhaupt nur der hochgradige Professorendünkel und eine schon stark in den Größewahn spielende Doktorenhochnäsigkeit sich einbilden mögen, „fehlerlose Ungeheuer“ von Büchern hervorbringen zu können. Für das, was als der Hauptmangel des Werkes zu bezeichnen sein dürfte, nämlich das Missverhältniß des zweiten, des literarhistorischen Theils zum ersten, zum socialhistorischen, kann der Verfasser freilich die gewichtige Entschuldigung anführen, daß ja zur Zeit, von welcher er handelt, die Deutschen, wenigstens in ihren bedeutendsten Lebensäußerungen, ein vorzugsweise literarisches Volk gewesen seien.

1.

Wie selbstverständlich, hebt unser Verfasser seine Untersuchung und Darstellung damit an, daß er von dem territorialen Umfang, dem Bevölkerungsbestand und der staatlichen Eintheilung Deutschlands im 18. Jahrhundert handelt. Hier musste auf den traurigen Westfälischen Frieden zurückgegangen und eine ganze Reihe von Einbußen an Land und Leuten verzeichnet werden. Wie war doch vom späteren Mittelalter an die deutsche Nation an Macht und Machtbewusstsein herabgekommen! Sie, im früheren Mittelalter die wirkliche und einzige Großmacht Europas, hatte sich, im 18. Jahrhundert angelangt, nach und nach Livland, Kurland, Pommern und Rügen, die Niederlande und die Schweiz, Elsaß und Lothringen entreißen lassen. Und dabei führten die Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ stetsfort den Titel: „Allzeit Mehrer des Reichs“ — mehr noch eine bittere Satire als ein kurialstilistischer Schnörkel.

Die Bevölkerung wohnte in 2300 Städten, 3000 Marktflecken, nahezu 100,000 Dörfern und Weilern und auf ungefähr 40,000 Edel- und Bauerhöfen. Ihre Gesammtzahl kann nicht genau bestimmt werden. Das Facit der Wahrscheinlichkeitsberechnung schwankt zwischen 26 und 30 Millionen. Zur Markirung der staatlichen Ein- oder vielmehr Vertheilung dieser Bevölkerung würden alle Regenbogenfarben in hundertfacher Variation nicht ausreichen. Das Gebiet, welches innerhalb und außerhalb der zehn Reichskreise lag, machte mitsammen eine ungeheuerliche Kuriositätenkammer voll von politischen Missbildungen aus. Da war z. B. der „schwäbische“ Kreis, welcher das heutige Wirtemberg, das heute bairische Schwaben und die damalige Markgrafschaft Baden umfasste. Abgesehen davon, daß durch diesen Kreis die sogenannten „vorderösterreichischen“ Landschaften sich hinschlängelten, war derselbe vertheilt unter 97 Herren, worunter 4 geistliche Fürsten (der Bischof von Augsburg, der Bischof von Konstanz, der Fürstabt von

Kempten und der Propst von Ellwangen), 14 weltliche Fürsten (Herzog von Wirtemberg, Markgraf von Baden, Fürsten von Oettingen, Fürstenberg, Hohenzollern), ferner 23 Prälaten, 25 Grafen und Freiherren, endlich 31 Reichsstädte — (anderwärts gab es auch „Reichsdörfer"). Unter diesen „Staaten" des Schwabenlandes gab es welche von ganzen 1600 oder 1300, ja von 1000 Einwohnern. Aber die kleinen litten am Größewahn nicht weniger als die größeren. An den öffentlichen Gebäuden des Reichsstädtchens Nördlingen las man die stolze, römerhafte Inschrift: „Senatus populusque Nordlingensis" und der Stadtschreiber des Reichsstädtleins Bopfingen führte den Titel „Kanzler" so gut wie der von Nürnberg, Augsburg oder Ulm. An der Buntscheckigkeit innerhalb der Rahmen der zehn Reichskreise war es aber noch nicht genug, denn in diese Kreise waren als „reichsunmittelbar" noch hineingesprenkelt 30 „Herrschaften", 5 „gewerbschaftliche" Orte, 5 Reichsdörfer und zwischen 14 und 1500 „reichsritterschaftliche" Güter. Alles zusammen eine wahrhaft fischart'sche Staatenklitterung! Und diese Hannswurstjacke von Reich hatte nicht etwa nur eine lächerliche, sondern auch eine traurige Seite, eine sehr traurige. Denn, wohlverstanden, die Inhaber der Spottgeburten von Miniaturstaaten handhabten, „die meisten Souveränitätsrechte mit derselben Unbeschränktheit wie die großen „Reichsstände", sie hemmten den Verkehr ebenso mittels Zöllen, Handelsverboten und Gewerbemonopolen wie ihre mächtigeren Nachbarn, die Fürsten und Kurfürsten, sie erhoben dieselben Ansprüche auf den Gehorsam ihrer „Landesunterthanen", auf Steuern und Dienste vonseiten derselben, und selbst das höchste landesherrliche Attribut, das Recht über Leben und Tod, stand ihnen oft zu, wie die vielen an den Sitzen reichsritterlicher Herrschaft aufgerichteten Galgen, die Wahrzeichen dieses hochgehaltenen Souveränitätsrechtes, bezeugten". Dieser Umstand, d. h. das Recht des „Blutbanns" in den Händen zahlloser Zaunkönige ist, nebenbei gesagt, eine der Hauptursachen gewesen, daß in deutschen Landen der Gräuel des Hexenprocesses ärger gerast hat, als

anderwärts. Der Hexenproceß war keineswegs nur eine grässliche Schrulle theologischer und juristischer Stirnverbretterung, sondern auch, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, ein sehr einträgliches „landesherrliches" Geschäft. Ganz in der Ordnung also, daß jeder Staat und jedes Stäätchen, jede Stadt und jedes Städtchen im unendlich zersplitterten deutschen Reiche bis herab zum „reichsunmittelbaren" Krautjunkerhof ihr regelrechtes Hexenbrennen haben wollten.

Ueber dem Wirrsal von Ländern und Leuten, über dem größer=, mittel=, kleiner= und kleinstaatlichen Gewimmel und Gewusel schwebte die Reichsverfassung. Nicht wie der Geist über dem Wasser, sondern wie ein Spinnengewebe über Moder. Die mittelalterliche Reichsherrlichkeit war schon mit Friedrich dem Rothbart zu Ende gegangen. Daß dann nach dem Untergang der staufischen Dynastie und der „schrecklichen kaiserlosen" Zeit ein machtloser schweizerischer Graf auf den deutschen Königsstuhl berufen wurde, ist ein unermessliches Unglück für unser Land gewesen. Denn das deutsche Königthum oder die römische Kaiserschaft war ja fürder nur noch die Handhabe zur Gründung einer Hausmacht für die neue Dynastie. Die deutsche Geschichte war, wie auch Biedermann sie richtig fasst, allzeit, schon von den Tagen Armins und Marbods her, ein unausgesetzter Kampf zwischen dem centripetalen und dem centrifugalen Princip, zwischen dem nationalen Einheitsdrang und der partikularistischen Selbstsucht, zwischen Monarchie und Anarchie, welche letztere sich als Aristokratie aufspielte. Während drüben in Frankreich das Königthum, indem es im Bunde mit den Städtebürgerschaften die Aristokratie zu Boden trat, die nationale Einheit begründete und festigte, war hüben in Deutschland das Kaiserthum der Habsburger selber der ausgesprochene Partikularismus. Kaiser Maximilian der Erste hat es frank und frei herausgesagt: „Ich bin vor allem Oesterreich verpflichtet." Natürlich ahmten dann alle die Zaunkönige das partikularistische Gebaren des habsburgischen Doppeladlers nach, soweit immer ihre Mittel es ihnen er=

laubten. Die Reichsregimentsmaschine, vom Anfang an unglücklich konstruirt, wurde nachgerade zu einem wahren Monstrum von Ungefügigkeit und Komplicirtheit. Setzte man das ungeheuerliche Ding in Bewegung, so hob ein furchtbares Gepolter und Geprusthste an, aber die einzelnen Theile, die Räder, Walzen, Stifte, Stränge, Kurbeln und Gewichte der Maschine arbeiteten nicht mitsammen, sondern zumeist gegen einander. So oft irgendwie ein Verzicht auf partikularistische Interessen oder auch nur auf Absonderlichkeiten gefordert wurde, erhob sich das Geschrei von „Teutscher Stände Libertät", wie die amtliche Formel lautete. Dahinter barg sich die polakisch-anarchische Wirthschaft der deutschen Fürstenrepublik. Diese Wirthschaft erhielt ihre so zu sagen staats- und völkerrechtliche Bestätigung und Weihung durch die sogenannte Reformation und durch den vom Ausland, vorab von Frankreich, diktirten Westfälischen Frieden, nach jener beispiellosen dreißigjährigen Kriegsfurie, welche unser unglückliches Land zu einer Wüstenei gemacht und dessen Bevölkerung von etwa 18 Millionen auf 4 herabgebracht hatte. Daß nicht allein die Ohnmacht der Reichsgewalt, sondern auch das klägliche Sinken des Nationalgeistes im 17. und 18. Jahrhundert eine Folge der rohselbstsüchtigen Fürstenpolitik gewesen, kann gar keinem Zweifel unterstellt werden. Wie so ganz schließlich die staatsrechtlichen Begriffe sich verwirrt, ja in das gerade Gegentheil ihrer ursprünglichen Bedeutung sich verkehrt hatten, dafür liefert einen grellen Beweis die Thatsache, daß Friedrich der Große, auf die herrschende Anschauung gestützt, keinen Anstand zu nehmen brauchte, den von ihm i. J. 1785 gestifteten Fürstenbund, welcher doch nichts bezweckte, als die „Libertät" der deutschen Dynasten gegen die befürchteten „Uebergriffe" der kaiserlichen Gewalt zu schirmen, im Lichte eines verfassungsmäßigen Bündnisses, eines volksthümlichen und gemeinnützigen Unternehmens darzustellen, ja sogar noch weiter zu gehen, d. h. förmlich an die auswärtigen Mächte zu appelliren und deren Besorgnisse vor einem allfällig monarchisch festgeeinten und folglich starken Deutschland wach-

zurufen. Das ist, meine ich, ein kennzeichnend hohenzoller'sches Seitenstück zu dem vorhin angezogenen habsburgischen Ausspruch.

Daß unter solchen Umständen die Reichsverwaltung eine elende sein musste, ist klar. In alle Einzelnheiten derselben hier einzugehen, hieße Papier und Druckerschwärze umsonst vernutzen. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, dessen Kaiser als solcher eine Jahreseinnahme von ganzen 8000, sage achttausend Thalern hatte, war zum Spottlachen Europas geworden. Hauptsächlich infolge der Jammerseligkeit des Reichskriegswesens. Das Reichsheer war, sogar bei Ausschreibung eines dreifachen sogenannten „Simplum" (120,000 M.), thatsächlich nicht selten kaum 20,000 M. stark. Und das waren noch dazu Leute, die mit den Rekruten Falstaffs eine bedenkliche Aehnlichkeit hatten. Und wie waren sie geübt, d. h. nicht geübt, was hatten sie für Offiziere, wie waren sie gerüstet und bewaffnet! Es ist bekannt, daß z. B. in der Schlacht von Roßbach von 100 „Schießprügeln" der Reichstruppen nicht 20 losgegangen sind. Dieselbe gränzenlose Verrottung wie im Heerwesen auch in der Reichspolizei, in der Reichsjustiz, in der Reichsfinanzerei, in allem und jedem. Schon zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hatte der schwedische Minister Oxenstjerna der deutschen Reichsverfassung den Namen „Confusio" geschöpft. Jetzt, im achtzehnten Jahrhundert, war die Konfusion zu einem Chaos geworden. In diesem Chaos wühlten und minirten die österreichische Partei und die preußische Partei wider einander. Undeutsch waren beide ganz und gar. Beide verschworen sich, jene an Frankreich, diese an Russland gelehnt, mit dem Ausland zur Vernichtung der nationalen Macht nicht nur, sondern auch des nationalen Bewusstseins. Der wiener Hof ließ durch einen seiner Publicisten erklären, „Oesterreich müsse entweder an der Spitze Deutschlands stehen oder aber es müsse und werde Deutschlands Feind sein". Der berliner Aufklärer Nicolai seinerseits bezeichnete die Idee eines deutschen Nationalgeistes als ein „politisches Unding" und schalt das Bestreben, die Ge-

müther für eine solche Idee zu erwärmen, einen „hämischen Parteizweck“. Der wiener Hof errichtete gegen den neuerwachten und schöpferisch aufstrebenden deutschen Geist eine chinesische Mauer der Abwehr und Friedrich der Große erfand die „nation prussienne“. Angewidert von der trostlosen Wirklichkeit, in welcher sich ihnen nur das ekelhafte Schauspiel einer allgemeinen Auflösung darbot, bestiegen unsere Besten, die Lessing, Kant, Herder, Göthe, Schiller, den Luftballon der humanitären Illusion, um in's Wolkenkuckuksheim der Weltbürgerlichkeit emporzusteigen. Die von dort herab gegebenen Orakel muthen uns heute doch ganz eigen und keineswegs sympathisch an. Wenn Lessing sich berühmte: „Ich habe von der Liebe zum Vaterlande keinen Begriff und sie scheint mir höchstens eine heroische Schwachheit zu sein, die ich gern entbehre“ — oder wenn Schiller an Jakobi schrieb: „Wir wollen dem Leibe nach Bürger unserer Zeit sein, weil es nichts anders sein kann; sonst aber und dem Geiste nach ist es das Vorrecht und die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volk und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse aller Zeiten zu sein“ — oder endlich wenn Göthe seinem Volke den nationalen Beruf und eine nationale Zukunft mittels des Xenions:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus —“

gerade absprach, ja, so zu sagen, verbot, so waren das um so traurigere Verirrungen der Wolkenkuckuksheimerei, als das „reine, freie und schöne Menschenthum“ der Griechen, auf welches man die Deutschen fortwährend verwies, eigentlich doch nur eine Lüge gewesen. Denn, wenn es jemals ein rassenhaftes, auf Stamm und Blut pochendes, vom Nationalgefühl und Nationalstolz ganz erfülltes Volk gegeben hat, so waren das gerade die Griechen, die sich so wenig um „Menschenbruderschaft“, „Weltbürgerthum“ und dergleichen Flunkereien mehr kümmerten, daß sie ausschließlich nur sich selber für Menschen, alle übrigen Völker aber für „Barbaren“

hielten. Unsere Klassiker hatten sich eben ein Ideal von Griechenthum zurechtgemacht und ritten so beharrlich darauf herum, wie in unseren Tagen Heinrich der Zweiundsiebzigste von Reuß-Greiz-Schleiz-Lobenstein auf seinem berühmten Princip. Schiller freilich, weil er von allen den meisten historischen Sinn besaß, bekam die Reiterei schließlich satt. Ihm ging, als er sah, daß und wie Bonaparte das kosmopolitische Nebelbild zur brutalen Thatsache eines Weltdespotismus machen wollte und theilweise wirklich machte, die Erkenntniß auf, daß man allerdings zu einem Volke gehören müsste, um ein rechter und ganzer Mensch sein zu können, und so hat er denn schon in der „Jungfrau von Orleans“, großartiger aber noch und eindringlicher im „Tell“ die Idee des Vaterlandes, das Gefühl des Volksthums und der Nationalität verherrlicht. Göthe dagegen ist sein Lebenlang „Weltbürger“ geblieben und daraus mag sich auch seine klägliche Haltung im Jahre 1813 erklären, welche nur die Göthepfaffen verzeihlich finden können. Den ersten Mann seiner Nation kümmerte es wenig oder gar nicht, daß seines Vaterlandes Sein oder Nichtsein auf dem Spiele stand. Er beschäftigte sich lieber mit China, als mit Deutschland, und wenn er sich später auf „allerhöchsten“ Befehlswunsch „allerunterthänigst“ herbeiließ, zur Siegesfeier sein von allegorischem Frost starrendes Festspiel „Des Epimenides Erwachen“ anzufertigen, so vermochte er damit nicht das Wort gutzumachen, welches er, der blinde Bewunderer des Todfeindes und Zwingherrn des deutschen Volkes, im April von 1813 zu Dresden im Hause Körners zum Stein und zum Arndt gesprochen: „Schüttelt nur eure Ketten! Der Mann (Napoleon) ist euch zu groß! Ihr werdet sie nicht zerbrechen.“ Sie wurden aber doch zerbrochen, weil es zum Glück in unserem Lande hunderttausende von Männern gab, welche von deutschem Rechte und deutscher Pflicht einer fremden Zwingherrschaft gegenüber andere, ganz andere Vorstellungen hatten als der „deutscheste“ Dichter.

2.

Das Reichselend vervielfältigte sich in den einzelnen Staaten und Stäätchen in's Unendliche. Suchte doch jeder Despot und jedes Despötlein im deutschen Reiche seine Bestimmung und seine Ehre darin, es nach Kräften und über seine, d. h. über seines unglücklichen Landes oder Ländchens Kräfte dem sklavisch nachgeahmten Meister- und Musterdespoten von Versailles nachzuthun. Das „L'état c'est Moi!“ wurde unzähligemale ganz plump in's Deutsche übersetzt. Die „Landesherren“ waren das, was sie hießen, im verwegensten Sinne des Wortes. Dieses System des brutalen Despotismus hat Biedermann bündig und treffend gekennzeichnet: — „Es gab im Staate nur Herren und Unterthanen, nur einen absolut gebietenden und unwiderstehlichen Willen und eine rechtlose Schar blindlings gehorchender und duldender Sklaven; auf der einen Seite eine kleine Minderheit Begünstigter — den Fürsten und seine Umgebung — welchen alle natürlichen Güterquellen des Landes und alle mühsam errungenen Früchte der Volksarbeit zum ausschweifendsten Genusse offen lagen, und auf der andern Seite die Masse des Volkes, berufen und verpflichtet, für die Befriedigung der Gelüste jener Minorität zu arbeiten, zu zahlen, Lasten zu tragen und Noth zu leiden.“

Wie allbekannt, ist um die Mitte des 18. Jahrhunderts an die Stelle dieses brutalen Despotismus der sogenannte aufgeklärte oder sublimirte getreten. Derselbe erfloß zunächst aus der Einsicht, daß man, um die Schafschur ergiebiger zu machen, doch einigermaßen für die Schafe von Unterthanen Sorge tragen müsste. Dazu kam der Einfluß der „Philosophie des Jahrhunderts“, welche aufklärerische und humanitäre Ideen mälig in Schwung und Mode zu bringen begann. Typische Figuren und Beispielgeber des aufgeklärten Despotismus waren, wie jeder weiß, Friedrich II. und Josef II. Despoten sind sie beide gewesen, aber eben „sublimirte“. Der von Preußen sagte: „Der Fürst ist

für die Gesellschaft, was der Kopf für den Körper ist: er muß sehen, denken, handeln für die ganze Gemeinschaft, um ihr alle Vortheile, deren sie fähig ist, zu verschaffen. Will man, daß die Monarchie den Sieg behalte über die Republik, so muß der Monarch thätig und unbescholten sein und alle Kräfte zusammennehmen, um seinen Pflichten zu genügen". Der von Oesterreich erklärte: „Ein Reich, das ich regiere, muß nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit, Sklaverei des Geistes unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheit gesetzt werden". Man sieht, von dem „Der Staat bin Ich!" des vierzehnten Ludwigs bis zu der friedrich'schen und josef'schen Auffassung der Herrscherstellung und Herrscherpflicht war ein ungeheurer Sprung. Aber bei genauerem Zusehen erkennt man unschwer, daß auch Friedrichs und Josefs Staats- und Regentenideal über die Fläche der rationellen Schafzucht nicht emporragte. Immerhin ist Josef wie der menschlichere Mensch so auch der freisinnigere Mann von beiden gewesen. Man vergleiche nur ihre Vorschriften über die Handhabung der Pressepolizei. Biedermann durfte mit Recht sagen: „Joseph hat während seiner kaum zehnjährigen Regierung mehr für die Presse gethan als Friedrich während einer beinahe fünfmal so langen Zeit, nicht bloß in Anbetracht des viel gedrückteren Zustandes, in welchem er die Presse fand, sondern auch in Bezug auf die Freiheit, die er ihr gewährte". Der „Philosoph von Sanssoucie" verstand es als der kühle Kopf, der er war, ganz vortrefflich, seinen stets wachsamen und eifersüchtigen Despotismus, der keinerlei Selbstständigkeit des Denkens und Wollens neben sich duldete, hinter liberalen Phrasen zu verbergen. Josef, welcher mit Bezugnahme auf die Dynastie, aus welcher er stammte, mit viel besserem Grund als Friedrich der „Einzige" zu heißen verdiente, trug ein großes und heißes Herz in der Brust. Natürlich hat es Friedrich weiter gebracht als Josef: der Kopf bringt es ja stets weiter als das Herz.

Das von den beiden großen aufgeklärten Despoten

gegebene Beispiel fand Nachahmung bei den kleinen. Jedoch wäre es ein Irrthum, wollte man glauben, daß den aufklärerischen und freisinnigen Verheißungen und Redensarten, welche dazumal in deutschen Landen von den Thronen und Thrönlein herabschwirrten, durchweg Erfüllungen und Thaten entsprochen hätten. Gar manchem Landesherrn kam es auch schon zu mühsälig vor, die aufklärerische Phraseologie zu handhaben, und sie und ihre sämmtlichen Beamten fuhren daher fort, im althergebrachten Rüpelstile zu „herrschen“ und zu amten. In der Mehrzahl der deutschen Staaten und Stäätchen war es bis zum Ende des Jahrhunderts mit dem Verwaltungs-, Justiz- und Finanzwesen aller „Aufklärung“ oder Scheinaufklärung zum Trotz geradezu kläglich bestellt. Am traurigsten und zugleich am burleskesten ging es aber in den kleineren und kleinsten Sultanaten her. Des bekannten Ritters von Lang „Memoiren“ sind eine wahre Fundgrube von hierher gehörigen charakteristisch-lächerlichen Zügen. Der Geschäfteschlendrian war überall märchenhaft, am märchenhaftesten in Oesterreich, obzwar es allenthalben von Beamten aller Grade und Schattirungen wimmelte. Die Verderbtheit, Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Beamtenwelt, von unten bis oben galten für selbstverständlich. Das Sprichwort: „Schmieren und salben hilft allenthalben“ — wurde ganz scham- und scheulos prakticirt. Die lümmelhaftesten Beamten züchtete Baiern. Die Sprache dieser Herren war ein genaues Abbild der Ausdrucksweise des „leutseligen“ Kurfürsten, späteren Königs Max, welcher bekanntlich stets mit seinem Lieblingswort „Sch . . . kerle“ um sich warf. Die aus dem Mittelalter herabgekommenen landständischen Verfassungen waren vom fürstlichen Absolutismus entweder ganz weggefegt oder doch zu einem jämmerlichen Possenspiel herabgebracht. Wo etwa die Landstände noch einige Bedeutung sich bewahrt hatten, wie z. B. im Herzogthum Wirtemberg, waren sie doch nur eine wahre Spottgeburt von Volksvertretung und kaum etwas anderes als eine milchende Kuh für eine gierige Vetter- und Basenschaft.

Wenn nun also das Regiment der Landesherren durchgängig das Gepräge persönlicher Willkür trug, so darf man nicht vergessen, daß dies am Ende aller Enden nur möglich war, weil die Unterthanen nichts anderes wussten und wollten. Man vergegenwärtige sich nur die öffentliche Meinung, wie sie vor hundert Jahren in der deutschen Publicistik zur Ausprägung kam. Da begegnen uns überall die absonderlichsten Schwankungen und Schwenkungen, die uns klarmachen, wie ungeheuer schwer es unsern Vorfahren wurde, erst als Menschen und dann als Staatsbürger sich fühlen zu lernen. Das Sklavenbewusstsein der deutschen Philisterwelt hatte sich so breit und tief eingewurzelt, daß selbst verhältnißmäßig vorgeschrittenste Publicisten und Autoren wie Schlözer, Möser, Weckherlin, Moser, Wieland keineswegs auch nur halb, geschweige ganz davon loszukommen vermochten. Schlözer vertrat nachdrücklich die Lehre von der Alleinweisheit der Regenten, und erklärte es für eine „lächerliche Einbildung“, die Ansichten einer Behörde beurtheilen oder berichtigen zu wollen. Weckherlin nannte die Amerikaner, welche sich von England unabhängig machen wollten, „Rasende“. Moser hieß jede Antastung der Lehre von dem göttlichen Rechte der Fürsten einen „Frevel“. Wieland sah eine „Widersinnigkeit“ darin, wenn man den Völkern das Recht der Beurtheilung von Regierungsmaßnahmen zuerkennen wollte. Allerdings haben dieselben Wortführer anderwärts auch wieder ganz anders sich ausgelassen; aber gerade das zeigt uns die Princip- und Haltlosigkeit der deutschen Presse von damals, das unsichere Umhertappen und Herumtasten der öffentlichen Meinung. Mitunter verfiel diese aus dem Sprechen in kindisches Lallen. So in jenem Artikel der „Berliner Monatschrift“ von 1787, welcher „den Fürsten einen anderen Weg zur Unsterblichkeit“ aufthat, indem er denselben hochernsthaft anrieth, ihre Völker durch allmälige Erziehung zur Selbstregierung für die Republik vorzubereiten und wenn dieses gethan wäre, ihren Gewalten freiwillig zu entsagen und republikanische Verfassungen zu proklamiren.

Derartige Phantasterei kennzeichnet, zusammengehalten mit der Knechtschaffenheit des deutschen Volksgeistes von damals, die grelle Gegensätzlichkeit einer Zeit, welche man die Epoche der Kontraste nennen könnte. Man denke nur, daß wenige Jahre, nachdem ein deutscher Autor geäußert: „Schwerlich wird jemals ein Genie aufstehen, dessen Befehle unsern Gehorsam ermüden könnten“ — und ein anderer, Sturz, in seiner Abhandlung „Ueber den Vaterlandsstolz“ wehmüthig gesagt hatte: „Träume nicht von Freiheit, so lange wir auf jeden Wink wie Cäsars Knechte ausrufen:

„Gegen das Leben der Brüder, ja gegen die eigene Mutter
Wenn er's befiehlt, wir führen den Streich, ob die Hand sich auch sträube“ —

Schiller seine „Räuber“ und Kant seine „Kritik der reinen Vernunft“ veröffentlichte. Aber freilich, solche und ähnliche Offenbarungen des wiedererwachten deutschen Genius berührten einstweilen die Volksmassen gar nicht. Diese schleppten ihr mühsäliges und beladenes Dasein auf den gewohnten Leidenswegen weiter, zugleich im Zwange der Monarchie und im Banne der Hierarchie. Was diese und ihren betrübsamen Einfluß auf das Volksdasein angeht, so hatten, schwäbisch zu reden, die römische und die lutherische neben einander feil, d. h. keine hatte der anderen etwas vorzuwerfen. Ebensowenig die Jesuiterei da und die Pietisterei dort. Die theologische Verbohrtheit der ungeheuren Mehrheit der Deutschen hatte seit der Reformation nicht ab-, sondern gewaltig zugenommen.

Bei Gelegenheit der Erörterung dieser Verhältnisse berührt Biedermann mit sanfter Hand die Frage nach der Einwirkung vonseiten der Reformation und des Reformators par excellence auf den öffentlichen Geist und die politische Anschauung und Gesinnung unseres Volkes. Ich meinestheils, dem die Unfehlbarkeit des Papstes von Wittenberg und die Infallibilität des Papstes von Rom von jeher gleich hoch, d. h. gleich niedrig stand, will dieses Problem mit etwas rauherem Griff anfassen und eine ganze Reihe

von „inopportunen“, ja dem sogenannten „protestantischen Bewusstsein“, höchst unbequemen Fragen hier wiederholen, welche ich schon anderwärts vor einem Menschenalter gestellt. Welche Bewandtniß hatte es denn eigentlich mit der durch Luther vollbrachten „religiösen Befreiung“ unseres Volkes? Besteht die „Befreiung“ eines Volkes etwa darin, daß man ihm das „hölzerne Joch des Papstthums“ abnimmt und dafür das „eiserne des Bibelbuchstabens“ auflegt? Waren die tausende von lutherischen Päpstlein toleranter als der römische Papst? War die lutherische Bonzenschaft der freien Forschung geneigter als die katholische? War nicht Luther seinen Nachfolgern mit dem Beispiel flegelhafter Unduldsamkeit vorangegangen? Hat die lutherische Dogmatik den Forderungen der Vernunft und Wissenschaft mehr Rechnung getragen als die römische? Hat das Lutherthum das deutsche Volk humanisirt? War das furchtbarste Brandmal der christlichen Welt, der Hexenproceß, dem protestantischen Deutschland etwa weniger stark auf- und eingedrückt als dem katholischen? Hat nicht Luther, lange vor dem preußischen Minister Rochow, den „beschränkten Unterthanenverstand“ erfunden und war diese Erfindung mit der kirchlichen Zerspaltung der Nation nicht etwas zu theuer erkauft? Haben deutsche Fürsten wirklich nur aus rein religiösem Drange das Lutherthum angenommen? Hat Luther seine „Reformation“ nicht auf Gnade und Ungnade der fürstlichen Gewalt überliefert? Hat er, *seine* Reformation um jeden Preis zu sichern, den partikularistischen und centrifugalen Territorialherren nicht die bedeutendsten Einräumungen gemacht? Hat er, ohne allen politischen Sinn, Verstand und Takt, nicht überall für die Fürsten und gegen das Volk Partei genommen? Wer hat gegen die armen Bauern, welche die „evangelische Freiheit“ nicht allein abstrakt-dogmatisch, sondern auch konkret-politisch und sozial verstanden wissen wollten und durch grausamsten Junker- und Pfaffendruck zur Empörung getrieben worden waren, so wuthschäumend gehetzt wie Luther? Hat er in der satten Herzlosigkeit eines wohlgenährten Professors der

Theologie nicht gepredigt: „Der gemeine Mann muß mit Bürden beladen sein, sonst wird er zu muthwillig?" Hat er seine Gefälligkeit gegen die hohen Herrschaften nicht bis zur förmlichen Gutheißung einer fürstlichen Bigamie getrieben?

Wer aber will hergehen und vertuschen oder gar leugnen, daß die lutherische Geistlichkeit, in sklavischer Nachahmung ihres Meisters, zur politischen Verknechtung unseres Volkes das Menschenmögliche gethan habe? Ausnahmen gab es, ja wohl, aber diese bestätigten auch hier, wie überall, nur die Regel. Die Väter der Gesellschaft Jesu waren mit Grund berühmt um ihrer Kunst willen, den menschlichen Trieb und Drang nach Freiheit mit den Wurzeln auszureißen, jede selbstständige Willensregung im Menschen zu vernichten und die Persönlichkeiten zu unbedingt gehorsamen Werkzeugen der herrschenden Autoritäten zu formen, welche ja hinwiederum nur Marionetten an den von ihnen, den Jesuiten, gelenkten Drähten waren. Dieser Ruhm ließ die lutherischen „Diener am Worte" nicht schlafen. Sie wollten an Servilismus niemand nachstehen, insbesondere ihren Schaufelhüte tragenden Todfeinden nicht, und um sich als die auszuweisen, welche sie waren, schrieb der lutherische Prälat Pfaff in Tübingen um 1750 eigens ein Buch, worin er den historischen Beweis antrat und führte, daß vor allen übrigen Kirchen der lutherischen die Palme der Knechtschaffenheit zukäme. Noch 1790 ließ ein lutherischer Geistlicher, Ewald geheißen, eine Schrift ausgehen, welche die Lehre vom unbedingten Unterthanengehorsam predigte. Herder hat daher wohl nicht ohne einen strafenden Seitenblick auf seine zeitgenössischen Amtsbrüder im vierten Theil seiner „Ideen zur Geschichte der Menschheit" den Satz geschrieben: „Fast immer waren Geistliche die, deren sich die Könige zur Gründung ihrer despotischen Macht bedienten; wenn sie mit Geschenken und Vortheilen abgefunden waren, so durften andere wohl aufgeopfert werden." Redlich wetteiferte übrigens mit der Geistlichkeit beider Konfessionen in sklavischer Niedertracht das zünftige Gelehrtenthum des

18. Jahrhunderts. Ich erinnere nur an die grotesken und grausamen Korporalsspässe, welche die Fassmann, Gundling und Morgenstern am Hofe Friedrich Wilhelms des Ersten mit sich treiben ließen. Dann daran, wie die Professorenschaft der Universität Leipzig, mitsammt dem „großen" Gottsched, vor August dem Starken, diesem Land- und Leuteverderber, der nur in der Gewissenlosigkeit und in der Ausschweifung stark war, im Unflat der Speichelleckerei förmlich sich wälzte, den wüsten Sultan lobpreisend als „das Kleinod dieser Welt", als ein „von Gott selber dargestelltes Wunderwerk". Später noch hat der Schweizer Johann von Müller gezeigt, was ein berühmter Gelehrter in diesem Fache zu leisten vermöge. Denn dieser chamäleonische Virtuos der Charakterlosigkeit, welcher in seinen Büchern die Strenge taciteischen Stils affektirte, schämte sich ja nicht, schnell nacheinander oder gar gleichzeitig wie Friedrich den Großen so auch den seelenverkäuferischen Landgrafen von Hessen-Kassel, wie Napoleon so auch den „Morgen-Wieder-Luschtik"-Jérôme zu beweihräuchern.

3.

Die Abschnitte, in welchen Biedermann von der „Volkskraft im Dienste der herrschenden Kreise" handelt und bis in alle Einzelheiten hinein das Militär-, Finanz-, und Steuerwesen der deutschen Staaten erörtert, dürfen als ein Muster fleißiger und umsichtiger Quellenschöpfung aufgestellt werden. Hier tritt uns drastisch vor Augen, wie mit dem Schweiß und Blut des Volkes umgegangen worden ist in der „lieben, guten, alten, frommen Zeit". Ein folgendes Kapitel schildert die Arbeit des Volkes, die landwirthschaftliche und gewerbliche Thätigkeit, Handel und Wandel, das Geld- und Kreditwesen, die Verkehrsmittel und Verkehrshindernisse.

Alles zusammengenommen, erhalten wir den Eindruck,

daß die deutschen Bevölkerungen im 18. Jahrhundert so zu sagen mit Blöcken an den Füßen und mit Ketten an den Armen arbeiten mussten. Denn gerade auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete brach die „Aufklärung“ nur sehr langsam sich Bahn. Es standen ihr ja nicht allein die Unwissenheit und das Vorurtheil, die träge Gewöhnung, das gedankenlose Kleben am Hergebrachten entgegen, sondern auch die zahllosen Scharen von wirklichen oder eingebildeten Privatinteressen. Wenn man die heute kaum noch vorstellbaren und glaublichen Hemmnisse und Hindernisse aller Art bedenkt, welche dazumal der Ackerbau, das Handwerk, die Fabrikation, der Handel und Verkehr von einem Ende Deutschlands bis zum andern auf Schritt und Tritt zu befahren, zu respektiren, zu beseitigen oder wenigstens zu umgehen hatten, die auch nach aufgehobener Leibeigenschaft thatsächlich noch lange fortdauernde bäuerliche Unfreiheit, den stupiden Zunftzwang, die zahllosen Zollschranken, die Elendigkeit der Straßen und aller Verkehrsmittel, die Schlepperei und Unzuverlässigkeit der bürgerlichen Rechtspflege, das Gauner- und Räuberwesen — ja, wenn man das alles bedenkt, so muß man von hoher Achtung erfüllt werden vor der Unerschöpflichkeit unserer Volkskraft und vor der Unermüdlichkeit deutscher Arbeitslust. Nur die Ergebnisse einer unter den beregten Umständen doppelt erstaunlichen Arbeit, Entsagung und Ausdauer unseres Volkes machen es begreiflich, wie die ungeheuren Summen, welche die bis zur Tollheit gesteigerten Verschwendungen der meisten Höfe kosteten, aufgetrieben werden konnten. Mochte jedoch das Volk noch so sehr sich anstrengen und abmühen, das, was es hervorzubringen und was man ihm ab- und auspressen konnte, reichte doch zur Bestreitung der Prasserei und Schwelgerei, der Wollüste und Narrheiten der an der Banketttafel des Lebens Sitzenden bei weitem nicht aus. Man machte daher riesige Schulden zur Belastung künftiger Geschlechter und das gegenwärtige Geschlecht machte man zur Waare eines schwunghaft betriebenen Seelenverkaufes und Menschenfleischhandels. Das ist ein sehr gewinnreiches

Geschäft deutscher Landesväter von Gottesgnaden gewesen. Denn nur allein während des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes sind in die Kassen fürstlicher Menschenhändler für an die Engländer verkaufte Landeskinder diese Summen geflossen: — Nach Hessen-Kassel 2,600,000 Pfd. Sterl., nach Braunschweig 780,000, nach Hannover 448,000, nach Hanau 335,150, nach Anspach 305,400, nach Waldeck 122,670, an verschiedene Miniaturdespoten 535,400 — Summa: 5,126,620 Pfunde, d. i. 34,177,466 Thaler. Der halbverhaltene Schmerzensschrei in Schubarts „Kaplied“ und das Zähneknirschen in der Selbstbiographie Seume's, welchen ja der kasseler Großhändler mit Menschenfleisch an die Engländer verkauft hatte, das war alles, was das deutsche Volk solcher namenlosen Schändlichkeit entgegenzusetzen wusste.

Ein gutes Stück deutscher Volksgeschichte im 18. Jahrhundert steckt in der Betrachtung der Bevölkerungs- und Besitzverhältnisse, der materiellen Unterlagen des Lebenswandels der verschiedenen Volksklassen, der Arbeitslöhne und Lebensmittelpreise. Auf diesen Gebieten hat aber die Beibringung der Nachweise für den Kulturhistoriker große, nur theilweise zu überwindende Schwierigkeiten, weil eine Wissenschaft der Statistik dazumal noch gar nicht existirte. Um so verdankenswerther ist das immerhin reiche Mosaikbild, welches Biedermann hier aus hunderten mit Bienenfleiß benützten Quellen zusammengestellt hat. Der Anblick desselben muß in dem Betrachter sehr gemischte Empfindungen hervorrufen. Die unerquicklichen überwiegen, doch lässt sich nicht bestreiten, daß auf den intellektuellen wie auf den materiellen Kulturgebieten fast durchweg in deutschen Landen ein ausdauerndes Streben sichtbar wird, die Nation aus dem tiefen Verfall, in welchen sie während des 17. Jahrhunderts gerathen war, herauszuarbeiten und emporzuheben. Auf volkswirthschaftlichem Gebiet begegnen uns da die ersten schüchternen Versuche modernen Industriebetriebs. Dieser, sowie der schon kühner ausgreifende Handel, sie hatten auf der einen Seite mit dem überlieferten mittelalterlichen Gilden-, Innungs-

und Monopolsystem schwer zu ringen, auf der andern mit dem bald zum starren Prohibitivismus ausgebildeten „Merkantilsystem“, welches, auch nachdem seine Zeit längst vorüber, selbst von Regenten wie Friedrich II. und Josef II. noch immer aufrecht gehalten wurde. Sehr deutlich wahrnehmbar sodann ist der stark ausgeprägte Gegensatz von Nord- und Süddeutschland. Dort richten sich Arbeit und Genuß des Daseins mehr auf den glänzenden Schein, hier mehr auf das wohlige Sein. Es ist ja recht kennzeichnend, daß in München an feineren Lebensmitteln ebensoviel verzehrt wurde, wie in dem dreimal größeren Berlin und daß in Dresden das Sprichwort umging: „Man sieht den Leuten nicht in den Magen, wohl aber auf den Kragen“. Als einer der bösartigsten Krebsschäden Deutschlands erweis't sich die Menge der Residenzstädte, weil dieselben sowohl Pflanzstätten des Servilismus als auch der Lüderlichkeit und der maskirten Bettelhaftigkeit sind. Eine reisende Engländerin, der wir viele sittengeschichtliche Nachweise verdanken, die scharfsichtige und gescheide Lady Montague, bezeichnete als ein gemeinsames Charaktermerkmal deutscher Residenzen eine „gewisse schäbige Eleganz und aufgeputzte Armuth“. Mylady, welche in der Drastik ihrer Schilderungen mitunter sehr weit ging, verglich diese Städte mit geschminkten und frisirten „whores“, welche mit Bändern in den Haaren und Silberschnallen auf den Schuhen, aber in zerrissenen Hemden und Unterröcken einhergingen.

Unserem Verfasser in die Einzelheiten seines inhaltsreichen Kapitels über „Fürsten, Höfe und Adel im 18. Jahrhundert“ nachzugehen, kann ich mich um so weniger für verpflichtet halten, als ich selber dieses Thema anderwärts wiederholt einer einlässlichen Behandlung unterzogen habe[1]. Biedermann zieht die Summe seiner bezüglichen Darstellung also: „Der Taumel der Genußsucht,

1) Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. 8. Aufl. S. 427 fg. Geschichte der deutschen Frauenwelt, 4. Aufl. Bd. II. S. 173 fg. Blücher; seine Zeit und sein Leben, 2. Aufl. Bd. I, S. 87 fg. Germania, 3. Aufl. S. 283 fg.

der Verschwendung, der Abkehrung von der volksthümlichen Sitte und der Nachahmung fremder Thorheiten und Laster, der nach und nach fast alle deutschen Höfe in seinem Wirbel hineinriß, hat über ein volles Jahrhundert angedauert. Die Mittelklassen hatten schon längst durch eigene Kraft, trotz des von oben gegebenen Beispiels, die Herrschaft des Auslandes in Kunst und Wissenschaft und zum Theil auch in den Sitten wieder abgeschüttelt und ein neues, geistig kräftigeres und sittlich reineres Leben begonnen, als noch immer ein großer" — (Autor hätte kecklich sagen dürfen: der weitaus größte) — „Theil der Fürsten und des Adels in der merkwürdigen Abhängigkeit von fremder Sprache und Sitte und in dem Schlendrian einer geistlosen und steifen oder üppigen Art leichtfertiger Lebensweise beharrte. In derselben Zeit, wo Klopstocks Dichtungen und Gellerts edle Moralvorschriften die Herzen der Deutschen entflammten und erwärmten, wo Lessings unerbittliche Kritik die Geister wachrief, wo in einem allgemeinen Gähren und Drängen sich eine neue großartige Epoche der nationalen Literatur ankündigte, wo ein Möser den Ernst der deutschen Sitte zu erneuern, ein Moser den erstorbenen Nationalgeist wieder zu erwecken bemüht waren — in dieser Zeit fehlte es dennoch nicht an deutschen Fürsten, welche die alte tolle Wirthschaft mit der vollen Schamlosigkeit wie zuvor, ja zum Theil mit gesteigerter Frivolität fortsetzten, während andere nur halb und zögernd oder gezwungen durch die Macht der Verhältnisse ihren ausschweifenden Neigungen zu Prunk und Verschwendung und ihrer vornehmen Abgeschlossenheit vom Volke entsagten und nur eine geringe Zahl aus wirklich aufrichtiger Gesinnung und in verständiger Erfassung der veränderten Zeitverhältnisse einen bessern Weg betrat." Es wäre gar nicht schwer, die erste der drei bezeichneten Kategorien mittels Aufthuung einer reichausgestatteten Galerie zu illustriren, welche wahre Prachtexemplare von Prassern und Pressern, Jagdwütherichen und Bauernschindern, Saufbolden und Unzüchtlingen, ja sogar von Betrügern und Fälschern aufzeigen würde.

4.

Es ist eine allbekannte kulturgeschichtliche Thatsache, daß der herrliche Aufschwung, welchen der deutsche Genius von der Mitte des 18. Jahrhunderts an in Poesie und Musik, wie in den Wissenschaften nahm, Ursprung, Antrieb, Förderung und Verständniß zunächst durchaus nur den bürgerlichen Kreisen zu verdanken hatte. Die vornehmen Leute waren ja in Deutschland dazumal der Heimat so entfremdet, so verausländert, daß sie nicht einmal an die Möglichkeit einer vaterländischen Literatur und Kunst glaubten. Allen voran in solchem Unglauben stand Friedrich der Große, welcher „Fremdling im Heimischen“ so durch und durch verfranzos't war, daß er lieber einen jämmerlich unwissenden französischen Mönch als den Gotthold Ephraim Lessing zu seinem Bibliothekar haben wollte und die nationalliterarischen Thaten Klopstocks, Wielands und Lessings, die genialen Jugendwürfe Göthe's und Schillers nicht beachten oder gar verachten zu dürfen wähnte. Josef der Zweite war allerdings deutscher gesinnt und hätte sich bei längerem Leben den Einflüssen unserer großen Literaturepoche sicherlich nicht entzogen, allein in jüngeren Jahren verhinderte seine sehr mangelhafte Geschmacksbildung eine nähere Beziehung zu den Trägern der großen literarischen Bewegung und ihren Schöpfungen. Immerhin jedoch war Josef der bewundernde Gönner Mozarts und der Gründer des deutschen Burgtheaters. Im übrigen war es ja ganz gut, ja ein großes Glück für unsere Literatur, daß sie nicht an Höfen, sondern im Bürgerthum großwuchs. Sonst hätte Schiller nicht sein stolzberechtigtes Wort von dem „selbst erschaffenen Werth“ der deutschen Muse singen und sagen können. Es gibt auch Menschen — und ich bekenne gern, einer derselben zu sein — welche meinen, in diesem und jenem Werke Göthe's wehe schon zu viel, viel zu viel Hofluft.

In die deutsche Wissenschaft brachte zuerst Leibnitz ein neues Regen und Bewegen, ein originales Leben und selbst-

ständiges Streben. Dieser Mann war es, welcher den deutschen Gedanken zuerst die philosophischen Schwingen entfalten lehrte. Er hat für seine Zeit und mutatis mutandis etwa die Bedeutung, welche später Alexander von Humboldt für die seinige besaß. Als Charakter stand aber der Freund der „philosophischen“ Königin Sophie Charlotte entschieden höher als der Höfling Friedrich Wilhelms des Vierten, welchen Höfling seine Gegner nicht ohne Grund die „encyklopädische Katze“ gescholten haben. Mit universalem Blick und Wissen ausgestattet, wirkte Leibnitz wie auf die idealen so auch auf die realen Wissenschaften, anregend, bahnbrechend, wegzeigend und pfadfindend. Seine vielseitige Thätigkeit hat überall der späteren „Aufklärung“ vorgearbeitet.

Die Volksmassen wandelten oder klebten vielmehr in ausgefahrenen und nichtsweniger als reinlichen kirchlichen Geleisen. Die katholische Kirche, durch den Jesuitismus disciplinarisch gestrammt, behauptete seit dem westfälischen Frieden im deutschen Reiche nicht nur ihre Gebiete und durfte sich nicht nur vieler einzelner, insbesondere in fürstlichen und anderen vornehmen Kreisen gemachter Eroberungen rühmen, sondern sie besaß auch Kraft und Ansehen genug, um eine Zurückführung der Protestanten überhaupt in den Schoß der „Alleinseligmachenden“ wiederholt zu planen. Die inneren Zustände des deutschen Katholicismus entsprachen freilich diesem Machtbewußtsein und dieser stolzen Haltung nach außen keineswegs. Man muß die Entartung des Gottesdienstes in krassen Fetischismus, die tollen Praktiken des Afterglaubens, die grotesken, ganz fakirhaften Bußwerke, die Verwilderung der Wallfahrerei, die prälatische Ueppigkeit, die weltpriesterliche und mönchische Zuchtlosigkeit, wie das alles in den Rheinlanden, in Bayern und Oesterreich grassirte, im Einzelnen kennen, um sich eine Vorstellung von dem Augiasstall machen zu können, welchen der arme Kaiser Josef theils unmittelbar, theils mittelbar zu reinigen unternahm, zu diesem Riesenwerk leider lange nicht Herakles genug.

Wenn der Katholicismus wenigstens mit Grandezza

segnete oder fluchte, so keifte und belferte der Protestantismus kleinlich und schäbig. Das Lutherthum und der Calvinismus waren gleichmäßig dogmatisch verknöchert, schleppten sich in geistlosem Formelkram dahin und verwandten allen „Eifer", den sie überhaupt noch aufzubringen vermochten, darauf, einander gegenseitig schlechtzumachen. Es war daher für beide ein wahres Glück, daß der von Spener gestiftete und von Francke entwickelte Pietismus in den deutschen Protestantismus ein neues Ferment brachte, obzwar die stierstirnige Orthodoxie wüthend dagegen anging. Der Pietismus enthielt zweifelsohne in seinen Anfängen und in seinen ersten Entwickelungsstadien Keime der Reform und des Vorschritts. Denn er opponirte ja dem armsälig beschränkten, unfruchtbaren und unduldsamen Dogmatismus, wollte der Religion ihr eigentliches Heim, das Gemüth, wieder aufthun und setzte das Wesen des Christenthums in die erbarmende und werkthätige Liebe. Aber freilich hatte er wie alles Menschliche auch seine Kehrseite und enthielt Keime grober Verirrungen, weil er, dem Phantom einer apostolischen Christlichkeit nachjagend, die Wirklichkeit als etwas schlechthin Bedeutungsloses, ja absolut Verwerfliches fasste, die Himmelssehnsucht zum Grundmotiv alles menschlichen Fühlens und Thuns gemacht wissen wollte und dadurch die Gemüther in eine Nebelei und Tiftelei verstrickte, welche mit der Welt, wie sie nun einmal ist, in die härtesten Kollisionen gerathen musste. Aus diesen Kollisionen entsprang dann der pietistische Dünkel, welcher keiner Kirche an Ausschließlichkeit und Hochmuth der Alleinseligmacherei nachstand, und ferner jene bodenlose subjektive Willkür, die, wenn sie sich einmal in den eingebildeten „Stand der Gnade" hineingeschwindelt hatte, über alle positiven Gesetze, namentlich auch über die der Sittlichkeit, weit sich hinwegsetzen zu dürfen wähnte. Schon frühzeitig gerieth demzufolge die pietistische „Erweckung" auf die bedenklichsten Irrwege und die „Erweckten" erwiesen sich nur allzu häufig als Wölfe in Schafpelzen. Die Geschichte des Pietismus wimmelt, bis auf unsere Tage herab,

von grellen Ausschreitungen, in welchen die sektirerische Hochfahrt bis zum Größenwahnwitz sich steigert und die frechste Unzucht kaum noch das Feigenblatt der Heuchelei vorhält. Ich vermisse bei Biedermann konkrete Beispiele solcher Verirrungen, welche Beispiele wirksamere Schlageindrücke hervorbringen als die gründlichsten Charakterisirungen. Namentlich hätte unser Verfasser, wie ich glaube, an jenem ungeheuerlichen, geradezu märchenhaften und doch von Schritt zu Schritt aktenmäßig bezeugten Skandal, welches, als ein Beweis von der frühzeitigen Verderbniß des Pietismus, die sogenannte „Buttlar'sche Rotte" der „Mutter Eva" schon im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts aufgeführt hat, nicht achtlos vorübergehen sollen. Um so weniger, als diese religionsgeschichtliche Episode auch auf andere dazumalige Verhältnisse im deutschen Reiche, z. B. auf das Polizei- und Justizunwesen, sehr belehrende Streiflichter wirft [1]).

Es war hohe Zeit, daß in die orthodoxen Pagoden wie in die pietistischen Tabernakel, in die geistleeren Auditorien stupidgelehrter Pedanterie wie in die barbareivollen Gerichtssäle und ihre finsteren Folterkammern mit der Fackel der Aufklärung kühn hineingeleuchtet wurde. Als ein Hauptfackelträger stand Christian Thomasius auf, einer der besten Männer, welche jemals auf deutscher Erde die gute alte und ewigjunge Sache der Vernunft gegen Dummheit, Wahn und Knechtung verfochten haben. Das ist so ein Lichtbringer, so ein Rufer im Streit gewesen, welcher den Reformkampf des modernen Geistes gegen die mittelalterliche Romantik

---

1) Ich habe in meinem Buch „Größenwahn", vier Kapitel aus der Geschichte menschlicher Narrheit (1876), S. 15 fg., unter der Aufschrift „Mutter Eva" diese Episode dargestellt, streng auf Grund der Akten, welche Thomasius in seiner Zeitschrift „Vernünftige und Christliche aber nicht Scheinheilige Gedanken und Erinnerungen", Bd. III. (Halle 1725), S. 208 fg. veröffentlichte. Als ein Seitenstück aus dem 19. Jahrhundert gab ich in demselben Buch, S. 137 fg., ebenfalls in streng aktenmäßiger Darstellung die „Historie einer Heilandin" unter der Aufschrift „Die Gekreuzigte" (Dritter Abdruck).

da wieder aufnahm, wo ihn die Reformer des 16. Jahrhunderts fallen gelassen hatten. Thomasius wurde abgelöst durch Christian Wolf, dessen Arbeit als Lehrer und Schriftsteller die Grundsätze der leibnitz'schen Philosophie zu einem nationalen Bildungsmittel machte. Von da an ergoß sich der breite Strom des „Rationalismus“ immer unaufhaltsamer über alle Gebiete des deutschen Geisteslebens. Es ist ja wahr, da und dort war er seicht, dieser Strom, sehr seicht; aber anderwärts war er um so tiefer und flutete um so majestätischer einher, hunderte, tausende von Irrthümern, Wahngebilden, Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten wegfegend. Niemand wird leugnen wollen, daß die „Aufklärung“, eben als das helle Licht, welches sie war, auch starke Schatten warf; aber kein wissender und redlicher Mann wird seine Bewunderung und seinen Dank einer Kulturerscheinung versagen, welche zu ihrer höchsten nationalliterarischen Ausgestaltung den „Nathan“ Lessings, zum vollendetsten wissenschaftlichen Ausdruck die „Kritik der reinen Vernunft“ Kants und zu ihrer edelsten sittlichen Losung desselben Weisen von Königsberg „Kategorischen Imperativ“ hatte. Das nie genug zu preisende Gesammtergebniß der aufklärerischen Tendenz und Arbeit in unserem Lande war, daß es die Deutschen von der despotischen Herrschaft des einseitig-theologischen Geistes befreite, unter welche sie infolge der vonseiten der Reformatoren gewollten und erstrebten Verbibelung gefallen waren.

Die literarische Fehde, welche die Schweizer mit Gottsched führten, machte der langen Periode der Nachahmung in Deutschland keineswegs schon ein Ende. Im Grunde wollten ja die Bodmer und Breitinger nur, daß der Nachahmungsapparat, nachdem er so lange im alten Rom, in Italien, in Spanien, in Frankreich herumgeschleppt worden, jetzt nach England getragen werde. Aber diese Fehde half doch den Boden bereiten, auf welchem etwas später die großartige, durchschlagende, befreiende und grundlegende Kritik Lessings sich erheben konnte. Diese Kritik war so recht eine Zeugung und ein Merkmal des allgemeinen Regens

und Bewegens, welches sich mit dem Beginn der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts im ganzen Sein und Gebaren unseres Bürgerthums kundgab und deutlich ahnen ließ, das deutsche Leben schicke sich an, aus seiner Enge, Kleinlichkeit und Verzettelung herauszutreten. Damals begann jene große Epoche des Idealglaubens und der Begeisterung für das Schöne in allen seinen Erscheinungsformen, wie eine solche sobald nicht wiederkehren wird. Uns, die wir in dem eisernen Realismus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mitteninne stehen, muß, falls wir überhaupt noch für Dinge empfänglich, die nicht im Kurszettel notirt und nicht an der Börse „gefragt" sind, eine tiefe Rührung überkommen, so wir wahrnehmen, wie unsere anspruchslosen, in den bescheidensten Verhältnissen und Daseinsformen zufrieden und glücklich sich fühlenden Vorfahren leicht und freudig in die „heiteren Regionen, wo die reinen Formen wohnen", wo die Ideale leuchten und die Götter thronen, emporzuschwärmen vermochten. Gewiß lief bei solcher Schwärmerei viel Unersprießliches und Thörichtes mit unter, aber wie sehr haben trotzdem wir von der „Angst des Irdischen" niedergedrückten Nachfahren Ursache, jene idealgläubigen Schwärmer zu beneiden!

Zwei nationalliterarische Thaten markirten den Aufgang unserer großen Literaturperiode: Gellerts Fabelnbuch und Klopstocks Messias. Jenes war darum epochemachend, weil es nach langer Zeit zum erstenmal wieder den gesammten Mittelstand ergriff und zur literarischen Bewegung in lebhafte Beziehung setzte; dieser, verbunden mit der klopstock'schen Odendichtung, regte die Seelen der Jugend in ihren Tiefen auf, lehrte die Deutschen wiederum den Klang und Sinn des Wortes Vaterland verstehen und lieben, schuf Begeisterung für unsere Sprache, für treue Freundschaft und reine Liebe. Namentlich in letztbezeichneter Richtung ist Klopstocks Poesie von allergrößter Bedeutung gewesen. Denn es läßt sich ja deutlich nachweisen, daß sie zur Veredelung des Verhaltens der beiden Geschlechter zu einander nicht wenig, sondern viel beigetragen hat. Als Widerpart

oder vielmehr als ein Ergänzer Klopstocks trat Wieland auf, welcher mittels seines geistvoll-schalkhaften, graziös-leichtlebigen Dichtens unserer einheimischen Literatur die Theilnahme auch der vornehmen Leute gewann und diese dadurch allmälig aus dem Banne der Verfranzosung löste. Aus dem gährenden Gewühle der „Originalgenialität", aus dem brausenden Sturm und Drang der „Kraftgenies", deren Anschauungen und Wollungen Göthe mit seinem Götz, seinem Werther und den Anfängen vom Faust, Schiller mit seinen Räubern, mit dem Fiesco und mit Kabale und Liebe ihren Jugendtribut gezollt hatten, stieg, da durch das Läuterungsfeuer der lessing-winkelmann'schen Aesthetik, dort durch das der kant'schen Philosophie hindurchgegangen, das Doppelglanzgestirn der göthe-schiller'schen Klassik am deutschen Kulturhimmel empor. Bevor das Jahrhundert dem Ende sich zuneigte, gab es unserem Volk und der Menschheit die Iphigenie und Hermann und Dorothea, den Don Carlos und den Wallenstein, die göthe-schiller'sche Balladen- und Romanzendichtung, die Gefühlslyrik des einen und die Gedankenlyrik des andern der zwei großen Freunde — hochherrliche Gaben, welchen, ich wage es zu hoffen, noch der Zukunft fernste Geschlechter, so lange deutsche Herzen schlagen und deutsche Sprachlaute tönen auf dem Erdenrund, ihre Bewunderung und ihre Liebe entgegenbringen werden.

Ein Memento.

Das Wort wird That, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm — wer zweifelt daran?
Chamisso.

1.

Wenn man das 19. Jahrhundert als die Epoche des materiellen Schwindels stigmatisiren wollte, so könnte man das 18. als die des intellektuellen bezeichnen. Denn wie dermalen die Leute sich anstellen, als wären sie lauter Materie, so bildeten sie dannzumal sich ein, sie wären lauter Geist. Es war eine jener in der Geschichte der Menschheit ziemlich regelmäßig wiederkehrenden Zeiten, wo die Gesellschaft gänzlich unfähig sich erweist, hinter dem Schein das Sein, hinter den Worten die Dinge zu sehen, — so eine Zeit, wo die Leute sich an Illusionen überessen und mit Phrasen berauschen.

Der große Idealist und größere Sophist Rousseau hatte mit einer Beredsamkeit sondergleichen die lächerliche Lüge von der „allgütigen Mutter Natur“ und vom paradiesischen „Naturzustand“ zu einem Evangelium hinaufgeschwindelt. Das wucherte dann nach Unkrautsart mit geiler Ueppigkeit weiter. Myriaden von begeisterten Missionären sorgten für die Verbreitung des befruchtenden Blüthenstaubes und Hunderttausende von Gläubigen genossen die narkotischen Früchte, als wären diese das wahre „Brot des Lebens“.

So wurden zu Menschengeschicke bestimmenden Mächten der traumselige Optimismus, die breiherzige Sentimentalität, die größewahnsinnige Phantasterei, die von der Natur auf Schritt und Tritt verleugnete Gleichheitslüge, das Völkerbrüderschaftsmärchen und die Glückseligkeitsfabel.

Nachdem man ein ganz willkürliches Ideal von Menschheit in die blaue Luft hineingemalt hatte, schuf man den Phantasiestaat und ließ denselben durch den unbeirrbaren Abstraktor Jean-Jacques im „Contrat social“ konstruiren.

Die würdige Krönung des prächtigen Luftschlosses bildete das Dogma von der unfehlbaren Volkssouveränität. Denn die Menschen müssen und wollen nun einmal infallible Päpste haben, seien es dreifach gekrönte Priester oder dreifach umnebelte Begriffe, welche letzteren für kecke und schlaue Volksbetrüger wie eigens gemacht sind.

Zu dem und für den abstrakten Staat erfand man auch den abstrakten Menschen.

Wie leicht und, so zu sagen, anmuthig die Herren Philosophen, die Encyklopädisten, die Rationalisten, die Illuminaten, mit dieser sinnreich zusammengeplätzten und hübsch angezogenen Gliederpuppe handirten! Wie geschmeidig ließ sich die Marionette von Mensch und Menschheit unter die Schablone der Theorie bringen! Wie fügten sich alle ihre Glieder so nett und niedlich in den Rahmen des Systems! Seht ihr? Der Mensch braucht bloß zu wollen, um frei und glücklich zu sein und die Erde aus einem Jammerthal in einen Freudenberg umzuschaffen.

Die Herren Philosophen waren beflissen, ihrem Abstraktum dies Wollen einzutrichtern. Der in der Retorte des Optimismus erzeugte Homunkulus blies und blähte sich demzufolge gewaltig auf und sprang dann mit einem Salto mortale aus der Theorie in die Praxis hinüber.

Dieser Salto mortale heißt sonst die französische Revolution.

Sie war die logische Schlußfolgerung eines kulturgeschichtlichen Syllogismus, dessen Voraussetzung die Philosophie des 18. Jahrhunderts, und diese ihrerseits ist nur

die logische Konsequenz der Prämisse jener mühsäligen ideellen und materiellen Arbeit gewesen, welche die europäische Gesellschaft von der Verwitterung des Mittelalters an gethan hatte. Der Umsturz war vorgefühlt, sehnsüchtig gewünscht, mit Bestimmtheit vorhergesagt worden und kam dann doch so überraschend wie alles wahrhaft Schicksalsmächtige.

Auch als der furchtbare Kataklysmus vorüber, hatte die Erinnerung daran noch immer etwas so Erstaunendes und Erstarrendes oder auch etwas so Blendendes und Ueberwältigendes, daß von einer unbefangenen Werthung und einem gerecht abwägenden Urtheil unter den Menschen noch lange keine Rede sein konnte.

Was die Geschichtschreibung angeht, so hatte sie gegenüber dem Phänomen der Revolution etwa das Gefühl des göthe'schen Faust gegenüber dem Erdgeist: —

„Ach, die Erscheinung war so riesengroß,
Daß ich so recht als Zwerg mich fühlen sollte!“

Dann bemächtigten sich die Parteien des geschichtlichen Stoffes, dem an unerschöpflich dramatischem Interesse nur noch einer gleichkommt: die innere Zernagung des römischen Reiches durch das Christenthum und die äußere Zertrümmerung des Kolosses durch die Germanen. Die Parteibornirtheit hat es, wie jeder weiß, glücklich dahin gebracht, die Revolutionsgeschichte zu mehr oder minder gelungenen Leistungen der Zerrbildnerei zu gestalten. Die einen verhimmelten die Revolution, die andern verhöllisirten sie. Die Vorwärtser machten aus ihr eine Art von goldflitterigem Bambino, die Rückwärtser einen gruseligen Butzemann.

Ganze Büchereien wurden darüber geschrieben und gedruckt. Denn alle civilisirten Nationen empfanden das Bedürfniß, mit dem Phänomen historisch sich zurechtzufinden und auseinanderzusetzen. Auf die Erforschung und Klarlegung der ganzen und vollen Wahrheit kam es dabei zunächst gar nicht an, sondern vielmehr nur auf die parteiliche Nutzanwendung. Dem Liberalismus musste die Revolution als leuchtendes, dem Konservatismus als abschreckendes Exempel dienen. Wie

der britische Toryismus und der christlich-germanische Absolutismus mit der Geschichte der Revolution umsprangen, zeigen drastisch die bezüglichen Bücher von Walter Scott, Archibald Alison und Heinrich Leo. Wie auf der andern Seite der französische Liberalismus und Radikalismus den gigantischen Stoff in ihrem Sinne kneteten und formten, das zeigen nicht weniger drastisch die Werke von Thiers, Michelet und Blanc. Die achtbändige Revolutionsgeschichte von Thiers ist nur eine Apologie des Parlamentarismus von 1789, die sechsbändige von Michelet eine Apologie des Dantonismus, die dreizehnbändige von Blanc eine Apologie des Robespierreismus. Obzwar ebenfalls in einer Illusion, der konstitutionell-parlamentarischen, befangen, hat eine Zeitgenossin der Umwälzung, Frau von Staël in ihren „Considérations sur les principaux événements de la révolution“ an Schärfe der Beobachtung wie an Treffsicherheit des Urtheils die genannten Historiker weit hinter sich gelassen.

Ein Deutscher war es, Wilhelm Wachsmuth, der es zuerst unternahm, vom Standpunkt wissenschaftlicher Unbefangenheit aus die Geschichte der Revolution anzusehen und zu schreiben. Sein Buch, i. J. 1840 in 4 Bänden erschienen, durfte dazumal eine musterhafte Arbeit genannt werden. Heute ist es zahlreichen Berichtigungen zu unterziehen und, was einzelne Partieen angeht, schon ganz veraltet. Das macht, seit 40 Jahren ist neues quellenmäßiges Material von ungeheurem Umfang aufgegraben worden. Wie sehr dadurch unsere Kenntniß der Revolution im Ganzen und im Einzelnen, im Großen und im Kleinen bereichert worden, kann eine Vergleichung von Wachsmuths Buch mit dem dreizehn Jahre später (1853) veröffentlichten von Heinrich von Sybel augenscheinlich und handgreiflich darthun. Die absolute Wahrheit hat freilich auch Sybel keineswegs überall zu finden und zu geben vermocht. Kein Wissender und Billigdenkender wird ihm das zum Vorwurf machen — „errare humanum“ — und nur Kinder und Narren, welche an das Märchen von der absoluten historischen Objektivität glauben, werden das sybel'sche Buch darum verwerfen, weil der Ver-

fasser durchweg von monarchisch-konservativen Gesichtspunkten ausgegangen ist. Es kann eben kein Mensch — und die Historiker sind doch so zu sagen auch Menschen — aus seiner Haut heraus. Anständige Leute sollten sich daher nachgerade schämen, das Gerede von der absoluten historischen Objektivität nachzuplappern. Historische Gerechtigkeit, ja wohl! Die ist möglich und soll sein, unter allen Umständen, überall und immer. Aber gerade die Objektivitätsschwätzer, welche eine Unmöglichkeit sich selber und anderen vorflunkern, lassen in ihren „objektiv" gehaltenen Büchern die historische Gerechtigkeit nur allzu häufig vermissen.

Den Verlauf der französischen Staatsumwälzung zu einem literarischen Kunstwerk geschichtlichen Stils zu gestalten, hat bislang nur ein Autor versucht und vermocht, der Schotte Carlyle. Seine mit Recht berühmte „French Revolution" ist eine „Historie" im malerisch-technischen Sinne, aber nicht Historie im wissenschaftlichen. Trotzdem wird kein Kenner leugnen, daß viele von Carlyle mit Worten gemalte Revolutionsscenen an geistklärender und herzbewegender Wahrheit selbst genaueste und siebenfach beurkundete Darstellungen übertreffen. Es sind Seiten in diesem Buch, welche fraglos mit zu den besten im 19. Jahrhundert geschriebenen gehören und sogar weniger Empfänglichen deutlich spürbar machen, wie thurmhoch ein Dichter-Prophet über gelehrten Sammlern und Sichtern stehe.

Lange hat es gewährt, bis die Franzosen dazu gekommen sind, der Revolutionslegende kritisch zu Leibe zu gehen. Sie konnten sagen, sie hätten keine Zeit gehabt, das Wesen ihrer ersten Revolution zu ergründen, da sie ja etliche weitere hätten machen müssen: die eine, damit sie Louis-Philippe in sein Jobber-Portefeuille, die andere, damit sie ein nachgemachter Bonaparte in seinen Banditen-Schnappsack steckte. Endlich, unter dem zweiten Empire, hatten sie Muße, über eine Vergangenheit nachzudenken, welche eine so schmachvolle Gegenwart zur Folge gehabt, und die historische Kritik schickte zwei Denker und Forscher vor, welche durch die Revolutions*phrase* hindurch das Revolutions*ding* erkannten und

selbiges nach der Natur zeichneten: — Alexis de Tocqueville und Hippolyte Taine.

Tocqueville hat die reichen, so außerordentlich aufhellend wirkenden Resultate seiner Erforschung der Ursachen und des Wesens der Revolution in einen schmalen Band zusammengedrängt („De l'ancien régime et de la révolution“, 1856). Jeder, d. h. jeder, welcher mit der in Rede stehenden Sache ernstlicher sich befasst hat, kennt diesen kostbaren Band und gesteht dankbar, daß er demselben gediegene Belehrung verdanke. Taine hat sein („Les origines de la France contemporaine“) auf breiterer Basis angelegt und führt es in größeren Dimensionen aus[1]). Er ist an die Lösung der Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, mit dem vollen Bewusstsein herangetreten, daß sein Unternehmen, die Vernichtung des Revolutionsmythus und der revolutinären Mythologie, seinen Landsleuten missfallen werde („J'ai le regret de prévoir que cet ouvrage déplaira à beaucoup de mes compatriotes.“ T. III. Préface). Das war für einen Franzosen wahrlich nichts Kleines, sondern etwas Großes. Eine so mühsälige Arbeit unternehmen und durchführen, nur um der Wahrheit zu dienen, der Lüge, dem Vorurtheil und der Nationaleitelkeit einen offenen Absagebrief schreiben, von vornherein klarsein, daß statt Dankes nur Missfallen und Unpopularität zu ernten sein werde, das bezeugt ein Wahrheitsgefühl, einen Rechtssinn und eine Gewissenskraft, wie sie gewiß nicht allzu häufig in einem Franzosen oder in einem Menschen überhaupt vereinigt sich finden. Vollends in unserer Zeit der sittlichen Schlaffheit, welche, schamloser Stirne, mit ihrem „Opportunismus“ als mit einem Vorzug, ja als mit einer Tugend staatmacht. Taine hatte schon mittels seiner Geschichte der englischen Literatur den Beweis erbracht, daß er es vermöge, über das Gallierthum sich zu stellen. Das vorliegende Werk zeigt ihn als

---

1) Den bis jetzt (1876—82) veröffentlichten 3 Bänden („L'ancien régime“ — „La révolution“, a) „L'anarchie“, b) „La conquête jacobine“) sollen, wie es scheint, noch zwei oder drei weitere folgen.

einen freien Menschen und Mann, nicht im Sinne des Parteijargons, aber im Hochsinn des Wortes.

2.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß der Umbau eines großen, in seinen Fundamenten angefaulten, durch und durch wurmstichigen und vermorschten Hauses zu den schwierigsten Aufgaben gehört, welche einem Architekten gestellt werden können. In 99 Fällen von 100 misslingt die Lösung und muß sie misslingen. Im hundertsten, also im glücklichsten Falle kommt nur ein trauriges Flickwerk zuwege.

Ein Haus der bezeichneten Art war das Frankreich der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und so, wie es war, wurde es einem zwölfhundertköpfigen Architekten, der konstituirenden Nationalversammlung von 1789, zum Umbau überliefert.

Sybel, also ein Historiker, welchen selbst der wildeste Fanatiker des Syllabus nicht im Verdachte revolutionärer Anschauungen haben kann, hat im ersten Bande seines Werkes über das französische Staatswesen unmittelbar vor der großen Umwälzung desselben gesagt: „Hier war alles Bestehende in seinem Wirken erbärmlich und, was vielleicht noch schwerer wog, in seinen Rechtstiteln ungewiß. Es gab in dem ganzen französischen Staatsrechte keinen unangefochtenen Punkt; es war (also) ganz natürlich, daß die Neuerung von vornherein ihren Ausgangspunkt im Natur- und Menschenrecht suchte" (d. h. mit der Stange der Theorie im Nebel der Abstraktion herumfuhr). „Der Wunsch, das Bestehende zu verbessern, der bei gesunden Nationen sich erst bei äußerstem Misslingen in den Drang der Zerstörung umsetzt, war hier von Anfang an hoffnungslos."

Zu diesen Sätzen des deutschen Geschichtschreibers liefern die zwei ersten Bände von Taine einen authentischen, akten-

mäßigen, unwidersprechlichen, aber trauervollen Kommentar. Im ersten Bande weist der französische Kulturhistoriker nach, daß und wie das Ancien Régime vollständig abgewirthschaftet hatte und daß der Einsturz des unterwühlten, angefaulten Hauses voll Wurmfraß und Moder unvermeidlich und nahebevorstehend war. Im zweiten Bande thut er dar, wie das der konstituirenden Nationalversammlung zum Umbau überlieferte Staatsgebäude unter den Händen des Architekten, aller Wohlmeinenheit und theilweisen Geschicklichkeit desselben zum Trotz, aus den Fugen ging, zerbröckelte, zerkrachte und schließlich in einen ungeheuren Trümmerhaufen, in ein Chaos von Anarchie zusammenstürzte.

Aus diesem wüsten Trümmerhaufen erwuchs der Jakobinismus [1]). Er war zuerst ein aus rousseau'schen Orakelsprüchen zusammengeflicktes Theorem mit der liebsüßen Devise: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Dann die Verwirklichung des Gedankens der Pöbelherrschaft, ein hunderttausendarmiger Riese, welcher, den Antrieben vonseiten einer Hand voll Phantasten, Größenarren oder Schurken blind gehorchend, seine Losung: „Wer nicht an mich glaubt, der stirbt!" zu einer schrecklichen Wirklichkeit machte. Man hat bekanntlich die Adepten des Jakobinismus damit zu entschuldigen gesucht, daß man sagte, sie hätten gemordet, um nicht gemordet zu werden. Wohl! Aber wer hat einen Zustand vorbereitet, ermöglicht, herbeigeführt, wo nur noch die Wahl blieb, Henker oder Opfer zu sein? Eben der Jakobinismus.

Noch sind seitdem keine hundert Jahre verflossen und doch wären wir geneigt, das, was dazumal geschah, für einen wüsten vorzeitlichen Mythus zu halten, so uns nicht tausende unverwerflicher Zeugnisse die anwidernde Gewißheit gäben, wie tigeräffisch Voltaire's „Tigeraffen" die Karmagnole um den ehernen Stier des jakobinischen Schreckens her getanzt, gerast haben. Um diesen Tanz zu begreifen, muß man

1) Treffend sagt Taine (II, b, 18): „Les Jacobins naissent dans la décomposition sociale, ainsi que des champignons dans un terreau qui fermente".

sich erinnern, was für Gaillarden, Gavotten und Menuetts in Fontainebleau, in Saint-Germain, in Versailles, in Marly, im „Parc aux cerfs“, in Louveciennes und in Trianon vordem getanzt worden waren. Der größenärrische gallische Jakobinismus war ja auch nur die Konsequenz der Prämisse des größenärrischen gallischen Sultanismus. Eine Ahnung vom Kommen dieser Konsequenz scheint sogar schon einen der literarischen Lakaien des Sultans, welcher Ludwig der Vierzehnte hieß, angeschauert zu haben. Man lese nur, das zu erfahren, mit Verstand die „Athalie“ des Schmeichlers Racine, namentlich die letzte Strophe vom Chorlied, welches den zweiten Akt beschließt.

3.

Ganz dumme oder ganz unwissende oder ganz verlogene Leute ausgenommen, wird niemand mehr sich einfallen lassen, leugnen und bestreiten zu wollen, daß die Revolution, in ihrer Totalität gefasst, eine geschichtliche Nothwendigkeit gewesen sei, — ebenso unausweichlich, unlenkbar und unerbittlich wie irgendeine große Katastrophe des Naturlebens. Dadurch werden jedoch die mithandelnden Personen und Parteien von ihren im einzelnen begangenen Fehlern, Vergehen und Verbrechen nur in den Augen von solchen entlastet, welche die menschliche Willensfreiheit leugnen, demnach keinen Unterschied von gut und bös, recht und schlecht anerkennen und folglich das unbequeme Princip der Verantwortlichkeit aus dem Leben und aus der Geschichte weggewischt wissen wollen.

Kein Wissender sodann wird verneinen, daß die Idee der Revolution, d. h. die Illusion, mittels grundstürzender Beseitigung des Bestehenden für eine neue, „menschenrechtlich“ zu organisirende Gesellschaft Raum, Luft und Licht zu

schaffen, für die Phantasie wie für das Gemüth etwas unabweisbar Bestechendes hatte.

Aber wie gestaltete sich die Sache, als man daran ging, die blendend-schöne Idee aus den „heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen“, auf den staubigen oder kothigen Boden der Wirklichkeit zu verpflanzen? So, daß eine der zahllosen Sophismen, welche der „Citoyen de Genève“ gepredigt hatte, zu einer furchtbaren Wahrheit wurde: — „Alles entartet in den Händen des Menschen“ (tout dégénère entre les mains de l'homme).

Was wurde aus dem verheißungsvollen, von Millionen Herzen mit inbrünstiger Andacht empfangenen, geglaubten und nachgebeteten revolutionären Evangelium: „Liberté, egalité et fraternité“?

Die brutale Thatsache einer räuberischen und mörderischen Pöbeltyrannei.

Die Seele, der Bildner und Leiter dieser in größewahnwitzigem Wüthen schließlich sich verzehrenden Pöbeltyrannei war der Jakobinismus, in welchem man, so man ihn schärfer ansieht und die Summe seiner Wollungen und Strebungen zieht, einen legitimen Sohn des Jesuitismus unschwer erkennt.

Wie der Vater auf vollständige Vernichtung der freien Persönlichkeit und der persönlichen Freiheit zu Gunsten der Gesellschaftsmacht abzielte und ausging, so auch der Sohn. Jeder, selbstverständlich, in seiner Art und mit seinen Mitteln, die natürlich, mochten sie sein, welche sie wollten, „der Zweck heiligte“. Auch die Aushängeschilde, hinter welchen Vater und Sohn für die Erlangung der Omnipotenz fochten, waren zwar verschieden bemalt, aber doch aus demselben Metall geschmiedet. Der jesuitische hieß Theokratie, der jakobinische Demokratie. Da nun bekanntlich „vox populi vox dei“, so war mit den verschieden lautenden Worten nur ein und dasselbe Ding gemeint: Herrschaft, unbedingte, widerspruchslose Herrschaft.

Nicht umsonst hat der Heiland Robespierre's, Rousseau, die Lehre von der Volkssouveränität den Jesuiten abgelernt,

welche ja, wie jedermann wissen könnte und sollte, den modernen Begriff derselben zuerst gefunden und formulirt haben.

Am 21. April von 1793 that der „grünaderige Unbestechliche“ im Allerheiligsten des Jakobinismus, in der Stiftshütte der „Mère-Société“ in der Rue Saint-Honoré, den Orakelspruch: „Das Volk ist der Herr (le souverain), die Regierung ist sein Werk und seine Sache (sa propriété), die Beamten sind seine Diener (ses commis); das Volk kann, so oft es ihm beliebt, die Regierung ändern und seine Bevollmächtigten abberufen.“

Als der Kohen hagadol des Kultus der „Sainte-Terreur“ dieses Dogma ex cathedra verkündigte, war die „jakobinische Eroberung“ Frankreichs bereits eine bluttriefende Thatsache.

Wie sie das geworden, zeigt und erklärt uns trostlos-lehrreich Taine in seinem dritten Bande. Trostlos-lehrreich, weil selbstverständlich auch diesmal die Geschichte nur lehren wird, daß die Menschen nichts aus ihr lernen wollen. Hegel, von dem das traurig-wahre Wort herrührt, hat ja bekanntlich selber nichts aus ihr gelernt. Sonst müsste er sich wenigstens geschämt haben, sich zum Vertheidiger der karlsbader Beschlüsse zu erniedrigen.

Der Jakobinismus begann seine Thätigkeit zugleich mit der konstituirenden Nationalversammlung. Rasch bemächtigte er sich der entzügelten Presse und der brodelnden Klubbs. Die Danton, Desmoulins, Loustalot, Fréron, Pétion, Brissot, Marat liehen ihm ihre Lungenkraft und ihre Fingerfertigkeit. Mit der ganzen Selbstgefälligkeit und Unverfrorenheit der Mittelmäßigkeit, aber auch mit der ganzen Zähigkeit des Fanatikers wusste sich Robespierre zum Propheten des Jakobinismus zu machen, dessen Dogmatiker Saint-Just wurde. Alle diese Macher und Streber, bald von einer zahlreichen Klientel umgeben, trugen, so zu sagen, ihren möglichst verlockend aufgeputzten unfehlbaren Fetisch Volkssouveränität fortwährend in Procession durch Paris. Sie wussten, wer Paris hatte, der hatte Frankreich. Das

Mittel, die Herrschaft in der Hauptstadt zu erlangen, war die Umformung des dortigen Proletariats in eine fanatisirte, auf allerlei Wegen besoldete, vom Jakobinerklubb aus organisirte, disciplinirte und kommandirte, blind gehorchende, blind zugreifende und zuschlagende Pöbelbande, welcher von überall her, aus dem Lande selbst wie aus der Fremde, bedeutende Verstärkungen zugingen. Denn alle Katilinarier Frankreichs, Europa's und Amerika's trugen ihre zertrümmerten Hoffnungen und erlittenen Demüthigungen, ihre Laster und Verbrechen, ihre Begierden und Gelüste, ihren Haß und Rachegrimm nach dem revolutionären Paris, allwo, wie vormals im cäsarischen Rom, alles Schändliche und Scheußliche als in einer Riesenkloake zusammenrann. Zu dieser riesenhaft anschwellenden Gesindelschaft stellte die Unzucht ein sehr zahlreiches, thätiges und wirksames Dirnenkontingent. Es war ja so leicht und lockend, der Lüderlichkeit die Marke des Patriotismus aufzuheften und den Altar der Venus Vulgivaga dreifarbig zu drapiren.

Man hat den Führern der liberal-reformistischen Evolution von 1789 vorgeworfen, daß sie es nicht versucht oder nicht verstanden hätten, sich populär zu machen oder populär zu erhalten. Als ob anständige Menschen mit Leuten vom Stamme Katilina um die Volksgunst wettbuhlen möchten, könnten! Und wenn sie es auch hätten versuchen wollen, so würden sie doch keinen Erfolg gehabt haben. Denn in solchen Bewegungen sind gemeiniglich nur die Katilinarier populär, weil eben nur solches Geschmeiß gemein und schamlos genug ist, den wechselnden Launen der urtheilslosen und wankelmüthigen Menge sich anzubequemen und den schlechten Instinkten des Pöbels zu schmeicheln. Aus Kernholz geschnittene Menschen, Männer vom Schlage der Mose, Perikles, Thukydides, Sokrates, Tacitus, Muhammed, Dante, Michelangelo, Shakespeare, Cromwell, Milton, Molière, Washington, Lessing, Kant, Herder, Göthe, Schiller, Beethoven, Der vom Stein, sie alle und alle Ihresgleichen haben immer und allenthalben mit Verachtung auf die Dirne geblickt, von welcher geschrieben steht:

„La popularité? C'est la grande impudique
Qui tient dans ses bras l'univers".

Uebrigens ist es thöricht, zu sagen, die Gemäßigten hätten sich eben auch populär machen sollen. Womit denn? Etwa mit dem Hexeneinmaleins ihres Konstitutionalismus und Parlamentarismus? Mit dieser sinnreich ausgetiftelten und kunstvoll zugedrechselten Doktrin, welche sich auf den Kathedern gewiegter Staatsrechtslehrer und auf den Lippen gewandter Parlamentsredner so hübsch zurechtlegen läßt? Bah! Da hatte der Jakobinismus leichtere Arbeit. Seine Doktrin war von bewundernswürdiger Einfachheit, Kürze und Deutlichkeit: — „Der Volkswille ist das höchste, das einzige Gesetz; der Volkswille aber bin Ich!" Der getreue Widerhall von Ludwigs des Vierzehnten „L'état c'est moi!" Größewahn drüben und hüben.

Und bei wem hätten sich die Gemäßigten populär machen und erhalten sollen? Wenige Monate nach dem Losbruch der Revolution gab es für sie schon keinen Populus mehr. Es ist ja wahr, der anständige Populus, das besitzende und gebildete Bürgerthum, hat sich in Paris und in ganz Frankreich allzu frühe von der Theilnahme an den öffentlichen Versammlungen, von den Wahlakten, vom Dienst in der Nationalgarde u. s. w. abschrecken lassen. Aber man muß doch auch sagen, daß angesichts der rücksichtslosen und gewaltthätigen Frechheit, womit der Jakobinismus seine Abschreckungspraxis in Scene setzte, dieser Rückzug der anständigen Leute von den öffentlichen Angelegenheiten immerhin sehr begreiflich war. Konnten sich Intelligenz, Wohlanständigkeit, Besonnenheit und Mäßigung noch Gehör und Geltung verschaffen der systematisirten Pöbelei gegenüber, diesen vom Jakobinismus gestimmten weinrauhen und schnapsheiseren Kehlen, diesen vom Jakobinismus gelenkten knotigen Knitteln in Schwielenfäusten gegenüber? Nein! Der Grundirrthum des Konstitutionalismus und Moderantismus ist gewesen, zu wähnen, es ließe sich eine halbe, ja eine Viertels-Revolution machen. Das hieß meinen, eine rollende Lawine ließe sich aufhalten mitten auf ihrem Wege vom Gletscher-

busen der Jungfrau hinab zum Trümletenthal. Die Lawine fasste, verschüttete, begrub die Thoren.

Schon im Hochsommer von 1789 war der Jakobinismus thatsächlich in Paris Herr und Meister. Jetzt kam, zum erstenmal in der neuzeitlichen Geschichte, so recht zu Tage, welche Fülle von Unheil für die Menschheit die Großstädte in ihrem wüsten Schoße bergen. Die kolossale Giftblase entleerte ihren Ueberschuß in tausendfacher Veräderung über ganz Frankreich hin. Zur Zeit, als der Jakobinismus zum Guillotinismus ausgereift war, zappelte das ganze Land angstvoll und hilflos in dem dreißigtausendmaschigen Netz, dessen Lenk- und Zugschnüre in der „Muttergesellschaft" der Rue Saint-Honoré zusammenliefen. Dort brauchte man bloß zu ziehen und rings in Frankreich thaten etliche hunderttausende Marionetten von jakobinischen Rothmützen ihre brüllenden Mäuler auf und erhoben mordlustige Fäuste.

Man muß anerkennen, daß der Jakobinismus auf seinem Wege zur Herrschaft über Frankreich ebenso geschickt und schlau als fest und rastlos vorging. Wie es immer und überall der gewissenlosen Demagogie Art und Brauch, blökte er als Schaf oder heulte er als Wolf, je nach den Umständen. Während er in so zu sagen officiellen Akten noch die Gesetzmäßigkeit heraushing, predigte er in seinen Ecksteinreden, Klubbresolutionen und Winkelblättern schon die wildesten Gewaltsamkeiten. So ging es weiter. Ohne sich später die Zeit zu nehmen, das Blut von seinen Händen zu waschen, griff er zu seinem vergötterten Jean-Jacques, um ein Kapitel sentimentaler Liebeständelei aus der Neuen Heloise oder das warmbrüderliche Glaubensbekenntniß des savoyischen Vikars aus dem Emile zu deklamiren. Fouquier Tinville war ein „empfindsamer" Mensch comme il faut: wann er, der Ankläger beim Revolutionstribunal, sein tägliches „Gebäck" (fournée) von 30, 40, 50, 60 Köpfen für „Dame Guillotine" zurechtgemacht hatte, ging er nach Hause, um seinen Kindern die Idyllien von Gessner vorzulesen. Robespierre's drittes Wort war: „la vertu". Die Lippen der ärgsten Blutmenschen troffen immerfort von Ausdrücken

wie: „humanité“ und „sensibilité“. Am schamlosesten trieb es der steinherzige Heuchler Barère, der Süßholzraspler des Schreckenssystems, welcher, nachmals ein Reptil im Solde Napoleons, die Guillotine mit anakreontischen Redeblumen umwand, wie Lamartine in seiner Gedankenlosigkeit dieselbe später noch „vergoldet“ hat.

„Das Wort wird That —“

Am 14. Juli von 1789 hat sich der Jakobinismus zum erstenmal gezählt, gemustert und im Handeln versucht. Mit Erfolg. Die „Heldenthat“ dieses Tages gehörte, an und für sich betrachtet und die symbolische Bedeutung des Ereignisses beiseite gestellt, freilich mehr in die Opera buffa als in das Epos, falls das Entsetzen über die infamen, von den „Bastille-Siegern“ an Wehrlosen verübten Mordthaten den Eindruck des Komischen aufkommen ließe. Die gesammte Pöbelmasse von Paris, wohlbewaffnet und reichlich mit Geschütz versehen, zwingt 138 Invaliden mit 2 Säcken Mehl als Proviant zur Kapitulation — voilà tout. Allein der Jakobinismus wusste die Legende vom Bastille-Sturm so aufzublasen und aufzuflittern, daß sie noch heute unzählige Hohlschädel schwindeln macht. Im also glücklich begonnenen Stile wurde das jakobinische Wort weiter zur That am 6. Oktober desselben Jahres zu Versailles. Dieser Oktobertag und was drum und dran hing, bewies klärlich, daß Monarchie und Bourgeoisie gleichermaßen nur noch Spielzeuge in den Händen des in seine Flegeljahre getretenen Jakobinismus waren.

„Das Kind wird Mann —“

Am 10. August von 1792 nämlich, nachdem das „Kind“ die Knabenschuhe schon am 20. Juni total vertreten hatte. Der Jakobinismus nimmt, als „Kommune“ von Paris verkleidet, förmlich und feierlich von der Herrschaft Besitz und fängt sofort an, seinen bisherigen Mitarbeitern, den schönschwatzenden und wolkenwandlerischen Girondisten zu zeigen, was es hieße, de travailler pour le Saint-Jacques. Gerade aus den blumigsten Phrasen der armen Wolkenwandler wussten die Jakobiner die festesten Stricke zu drehen, um

ihre Nebenbuhler damit zu erwürgen, und die Sibylle der Gironde, Manon Roland, wird bald zu spät ihr Klagewort: „O heilige Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!“ sprechen und wird, auf das Fallbrett der Guillotine geschnallt, schmerzlich spüren, was für ein Unterschied sei zwischen dem holden Ideal einer „vernunftgemäßen“ Demokratie, wie sie es sich zurechtgeträumt hatte, und der grausamen Wirklichkeit einer stupiden Pöbelherrschaft. In der Verblendung ihrer abstrakten Freiheitsschwärmerei hatte Manon Roland nicht wenig, nein, viel dazu gethan, den Kopf der Marie Antoinette dem Jakobinismus zu überliefern. Zum Dank dafür schlug jetzt der Jakobinismus ihr den eigenen ab. Sie hatte ja Unverzeihliches gethan: sie war schaudernd stillgestanden und hatte nicht weiter in das Blut- und Kothmeer mithineinwaden wollen.

„Der Wind wird Sturm —“

Der jakobinische Phrasenwind, welcher von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit so verführerisch gesäuselt, schwoll zum Frevelsturm an in jenen grauenhaften Tagen und Nächten vom 2. bis 7. September 1792. Marat, aus einem schlechten Vieharzt zur bösesten Bestie der Revolution geworden, hatte in seiner Kanibalenseele den Gedanken des politischen Massenmordes ausgeheckt und die Kommune von Paris machte den Gedanken zur That, indem sie die fünftägige Schlächterei, das Morden im Taglohn, anordnete, überwachte und bezahlte. Das Furchtbarste an diesem Furchtbaren war nicht die Masse der Opfer, waren auch nicht die haarsträubenden Scheusäligkeiten, von welchen die Mordakte begleitet wurden, sondern das Furchtbarste war vielmehr die eisige Grausamkeit, womit der ganze Gräuel geplant, ins Werk gesetzt und durchgeführt worden ist. Der Sturm, welcher dazumal Paris durchraste, war nicht der Glutwind aus der Sahara, sondern der Eishauch von den Polargletschern. Nicht wie aus Glaubenswuth tollgewordene Inquisitoren und Hexenrichter, nein, sondern als kaltrechnende „Staatsmänner“ haben die Jakobiner die Septemberschlächterei gewollt und verübt.

Der gallische Tigeraffe war jetzt los. Er schwelgte im

Blut und badete sich in Thränen. Der Massenmord vom September war das Einweihungsopferfest des „Schreckens“. In diesen Wahnsinn brachte der Jakobinismus Methode und machte daraus seine Regierungsmaschine. Die beiden Haupttriebräder derselben waren der Wohlfahrtsausschuß und das Revolutionstribunal. Wie die sich drehten! Rastlos, unaufhaltsam, zermalmend. Eine Weile arbeitete die ganze Maschine unwiderstehlich, schreckhaft, mit jakobinischem Dampf. Dann kamen Friktionen. Die einzelnen Theile der Schreckensmaschine, die Stangen, Stifte, Hebel, Kurbeln, Räder, kehrten sich wüthend gegen einander. Der Jakobinismus begann den Jakobinismus aufzufressen. Blut! Blut! Mehr Blut! Noch mehr Blut! brüllte der Guillotinismus. Nach den Royalisten, Klerikalen, Konstitutionellen, Orléanisten und Girondisten wurden die Hébertisten, Dantonisten und Robespierreisten der unersättlichen Tochter Guillotins in die tödtlichen Fangarme geworfen.

Derweil hatte, wie früher die vom Konstitutionalismus beherrschte Nationalversammlung den französischen Staat in einen chaotischen Trümmerhaufen verwandelte, der vom Jakobinismus tyrannisirte Konvent seinerseits die französische Gesellschaft in einen wüsten Klumpen von Elend und Seelenstumpfheit, Ekel und Verzweiflung zusammengepresst. Der Jakobinismus hatte sich so voll Blut geschlungen, daß er gleich einer vollgefressenen Abgottschlange sich nicht mehr recht zu rühren vermochte. Er verfaulte bei lebendigem Leibe. Aber mit der Schlange starb nicht ihr Gift. Sterbend zeugte der Jakobinismus den Bonapartismus. Der war so recht der legitime Erbe und Nachfolger von jenem. So namenlos elend hatte die jakobinische Freiheitslüge die Franzosen gemacht, daß sie, um nur endlich aus den Fäusten der sansculottischen „Tappe-durs“ loszukommen, mit Entzücken in die Hände der Prätorianer des Cäsars vom Brumaire sich gaben. Um nur endlich wieder das so lange und so schmerzlich entbehrte Gefühl der Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu haben, stürzte sich die ganze Nation mit Wollust in die Knechtschaft und spannte sich jubelnd vor den Sieges-

wagen des fremden Glücksoldaten, der mit kynischer Offenheit der ungeheuren Verachtung Ausdruck gab, welche er, freilich nicht ohne Grund, für die Menschen im allgemeinen und für die Franzosen im besonderen hegte.

Das hat der Jakobinismus zuwegegebracht, welcher, um der Tyrann des Volkes werden zu können, sich für den Retter und Beglücker desselben ausgegeben hatte, — der Jakobinismus, welcher den Franzosen Brot und Wein in Fülle versprach und ihnen dafür nur Noth und Pein ohn' Ende gab, — der Jakobinismus, welcher der armen bethörten Menge Freiheit, Wohlfahrt und Bildung in sichere Aussicht stellte und dafür Knechtschaft, Armuth und Barbarei brachte . . . . . .

Ist der Inhalt der vorstehenden Warnungstafel verständlich?

Ich denke wohl.

Wird derselbe beherzigt werden?

Nein!

Warum nicht?

Weil es das Loos der Menschen und der Völker ist, nicht hören zu wollen, sondern fühlen zu müssen. Weil sie dazu verdammt sind, in dem ewigen Cirkel von Täuschung und Enttäuschung, Hoffnung und Entmuthigung, Verschuldung und Büßung sich herumzubewegen. Weil sie nicht aufhören können aus dem Glauben in den Zweifel, aus der Furcht in die Ueberhebung zu fallen, und umgekehrt. Weil — alles in allem zu sagen — noch der letzte Mensch das arme beklagenswerthe, aus unversöhnbaren Gegensätzen und Widersprüchen zusammengesetzte Geschöpf sein wird, welches schon der erste war.

„Wer zweifelt daran?“

Paris zur Schreckenszeit.

Le secret d'ennuyer est celui de tout dire.
Friedrich d. Gr. frei nach Voltaire.

1.

Eines Tages im Jahre 1760 warf Jean-Jaques Rousseau einen prophetischen Blick in die Zukunft und schrieb die Worte nieder: „Wir gehen raschen Schrittes auf die Revolution zu". Als die Prophezeihung bekannt wurde, lachte man den Propheten als einen „Narren von Schwarzseher" aus. Wenige Jahre später, 1764, weissagte auch Arouet-Voltaire die Revolution, welche ganz bestimmt im Anzuge sei („la révolution qui arrivera immanquablement"). In den Salons der Herren und Damen von Welt, wo man mit revolutionären Zündhölzern als mit einem modischen Spielzeug spielte, lächelte man achselzuckend dazu und sagte: „Ce cher patriarche de Ferney hat in seinem Leben so viele gute Witze gemacht, daß man ihm schon einmal einen schlechten verzeihen kann."

Heutzutage braucht man bei weitem kein Voltaire und kein Rousseau zu sein, sondern nur sehende Augen und hörende Ohren zu besitzen, um vorhersagen zu können, daß an des 19. Jahrhunderts Neige ein Revolutionskrater sich aufthun dürfte von einem Umfang, einer Tiefe und einer Ausbruchsgewalt, womit verglichen die Eruption von 1789

bis 1794 in der Anschauung späterer Geschlechter nur wie ein harmloses Feuerwerk erscheinen möchte.

Vorderhand muß man sagen, daß die Schwärmer, die Raketen, die Flammenräder und Mordkläpfe dieses Feuerwerkes immerhin Tod und Verderben genug gesprüht haben. So genug, daß man sich daran wohl ein Beispiel nehmen könnte. Selbstverständlich nicht, um sich warnen zu lassen, denn das thun ja die Menschen sehr selten oder nie. Aber doch, damit sich die Leute eine annähernde Vorstellung von dem bildeten, was ihnen oder ihren Kindern bevorsteht, wann eine nicht ferne Zukunft ihre logischen Schlußfolgerungen aus den Prämissen der Gegenwart ziehen wird.

Daß so, wie die Sachen in Frankreich während des 17. und bis gegen den Ausgang des 18. Jahrhunderts hin sich gestaltet, d. h. missgestaltet hatten, die Staatsumwälzung eine unumgängliche Nothwendigkeit geworden war, darüber kann unter wissenden und redlichen Menschen kein Streit mehr sein. Auch wenn Ludwig der Sechszehnte nicht der Schwachkopf gewesen wäre, welcher er war, auch wenn er von weniger mittelmäßigen Ministern, als z. B. der lächerlich überschätzte Necker einer gewesen ist, berathen worden wäre, hätte er den Ausbruch der ungeheuren Krisis doch nicht hintanzuhalten vermocht. Ein genialer König mit einem Stahlherz und mit einer Eisenhand wäre vielleicht — aber auch nur vielleicht — imstande gewesen, die Lava der Revolution einzudämmen und ihr den Weg vorzuzeichnen. Aber die Eruption des kochenden Vulkans selbst zu verhindern, würde auch ein Nummer-Eins-Mann wie Cromwell unvermögend gewesen sein. Mirabeau, wenn er am Leben geblieben, hätte den Versuch einer Eindämmung und Wegweisung allenfalls planen und unternehmen, aber sicherlich nicht durchführen können. Er war ja von der Skepsis und von der Lüderlichkeit seiner Zeit viel zu sehr durchfressen, als daß ihm etwas gelingen konnte, wozu die riesigste intellektuelle und sittliche Kraft gehörte. Der Volksgraf („le comte plébéien“), wie ihn seine Standesgenossen spöttisch schalten, hatte davon selber das richtige Gefühl

und gab demselben Ausdruck in Worten, welche von ebensoviel Selbstgefühl als Reue zeugten: — „Oh, fürwahr, meine früheren Sünden kommen dem Gemeinwesen theuer zu stehen.“

Daß die Grundstimmung der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts, von der Mitte desselben an, überall in der civilisirten Welt eine hochgradig idealistische gewesen ist, weiß jedermann und kann gar keiner Anzweifelung unterstellt werden. Die Philosophie des Zweifels, der Aufklärung, der Toleranz, hatte ihr Werk vollbracht. Der Enthusiasmus, welchen das von Rousseau gepredigte sogenannte „Naturevangelium“ den Herzen eingepflanzt hatte, trieb die Menschen zu freiheitlichen Anschauungen, philanthropischen Wünschen und hochfliegenden Hoffnungen. Die guten Idealgläubigen machten sich selber und anderen alles Ernstes weis, man hätte das goldene Zeitalter der Vernunft, Freiheit und Gerechtigkeit schon greifbar nahe vor sich. Schade nur, daß alle die liebenswürdigen Phantasten und Enthusiasten in ihr glänzendes Zukunftsrechenexempel eine Ziffer einzustellen vergaßen: die Wirklichkeit mit ihren rauhen Thatsachen, erzprosaischen Bedürfnissen und gebieterischen Forderungen, die Wirklichkeit mit dem wirklichen Menschen, welcher „aus Gemeinem gemacht ist und die Gewohnheit seine Amme nennt“.

Aus solchen vergesslichen Enthusiasten und Phantasten bestand schon die Mehrzahl der im Mai von 1789 zusammengetretenen französischen Nationalversammlung. Sie war zweifelsohne voll guten, voll besten Willens, diese Mehrzahl. Sie ist auch sehr rüstig gewesen im Niederreißen, und es galt wahrhaftig, gar vieles Abscheuliche, Scheusälige, Göttern und Menschen Verhaßte niederzureißen. Aber weil sie nicht mit der nöthigen Unterscheidung zu verfahren wussten, brachten es die begeisterten Demolirer glücklich dahin, das Frankreich des Ancien Régime in ein ungeheures Trümmerfeld zu verwandeln. Auf diesem wollten sie die konstitutionell-parlamentarische Monarchie à l'Anglaise erbauen, allein die Stürme vom 14. Juli und vom 6. Oktober

fegten die Fundamente des Kartenhauses fort. Trotzdem bosselte und leimte man dieses zusammen, so gut oder so schlecht es gehen mochte, und erklärte den papierenen Bau im September von 1791 für vollendet. In Wahrheit und Wirklichkeit regierte dazumal in dem anarchisch hin- und herwogenden Frankreich schon nicht mehr weder König noch Parlament, sondern vielmehr, und zwar souverän-despotisch, der über die Pöbelrotten von Paris gebietende Jakobinismus.

Am 1. Oktober desselben Jahres 1791 machte die verfassungschaffende Nationalversammlung der gesetzgebenden Platz, das will sagen, die geschulte und gemäßigte Phantasterei der unerfahrenen und maßlosen, der Reformwille dem Revolutionswunsch, der Konstitutionalismus dem Demokratismus, das experimentirende Tasten dem abstrakt-toll-dreisten Hasten. Die 745 Gesetzgeber der „Législative“ waren eigentlich nur dazu da, ihren Nachfolgern, den Konventsmännern, die Wege zu ebnen und mit Redeblumen zu bestreuen. Es ist geradezu märchenhaft, wie dazumal die Franzosen mittels gedunsener Phraseologie sich selbst und für eine Weile auch alle anderen Völker belogen und betrogen. Zum Beispiel: Einer der schärfstverständigen Deutschen jener Tage, J. H. Merck, der Freund des jungen Göthe, war im Jahre 1791 nach Paris gekommen und ließ sich ganz widerstandslos von der dort herrschenden Freiheitsphrase mitbenebeln. So ganz, daß er in der thatsächlich schon unter der Pöbelherrschaft stehenden Hauptstadt Frankreichs nichts wahrnahm als „Durst nach Wahrheit, Tugend und Menschengefühl“. Er brannte darauf, sich in den Jokobinerklubb aufnehmen zu lassen, von welchem er behauptete, derselbe enthielte „alle Menschen von Genie und warmem Herzen“. Ja, er sah in demselben den „Ort, wo der Grundstein zum Wohl der Nation und vielleicht des Universums bereitet wird“. Wenn das einem nüchternen Deutschen begegnete, so braucht man sich doch wohl nicht darüber zu verwundern, daß heißblütige Südfranzosen, wie die in der Législative tonangebenden Girondisten gewesen sind, bis zum Delirium von dem Narrenwahn erfüllt waren, Paris

müßte sich unschwer in ein perikleisches Athen verwandeln lassen, wenn nur erst der Königsthron umgestürzt wäre und es keinen „Monsieur Veto“ und keine „Madame Veto“ mehr gäbe.

Nun, die Schönschwätzer der gesetzgebenden Nationalversammlung hatten noch kein volles Jahr lang geschwatzt, als ihr Wunsch in Erfüllung ging. Aber während sie auf der Rednerbühne Blumenguirlanden gewunden und mit Frau Roland, ihrer Egeria oder Pythonissa, plutarchisches Pathos ausgetauscht hatten, waren ihnen auf dem Wege nach Utopien andere schon zuvorgekommen. Mittels der pariser „Kommune“ vom 10. August nahm der Jakobinismus officiell von der Herrschaft über die Hauptstadt und das Land Besitz. Er ließ den Girondismus noch eine Zeitlang fortrednern, dann erwürgte er ihn. Schon zuvor hatte er den Kopf des entthronten Königs „allen Tyrannen des Erdkreises als einen Fehdehandschuh hingeworfen“, wie die im danton'schen Hyperbelton gehaltene Phrase lautete. Noch in demselben Jahre schickt der als guillotinischer „Schrecken“ organisirte und tyrannisirende Jakobinismus die edelste Heldin der Revolution Charlotte Corday, dann die „Witwe Capet“ Marie Antoinette und deren Todfeindin Manon Roland auf's Schaffot. Dieses fordert in Paris allein vom Herbste 1793 bis zum Hochsommer von 1794 einen täglichen Bluttribut von 10 bis 60 und 70 Köpfen. Begonnen hat „La Terreur“ ihre Gräuelherrschaft schon mit den grauenhaften Septemberschlächtereien von 1792, von welchen heutzutage nur noch die blödeste Unwissenheit behaupten kann, daß sie Frankreich von der fremden Invasion errettet oder wenigstens zu dieser Errettung beigetragen hätten. Systematisirt sodann wurde der „Schrecken“, wie bekannt, durch Robespierre und durch den Lieblingsjünger dieses „Blutmessias“, Saint-Just. Aber der terroristische Diktator war, genau angesehen, nur das Werkzeug der Diktatur des Pöbels von Paris. Natürlich behauptete der Schreckensgräuel fortwährend, auf dem geraden Wege nach dem Utopien allgemeiner Glückseligkeit zu sein, und ras'te und wüthete nur

im Namen der neuen heiligen Dreifaltigkeit „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“.

Ein riesigeres Lügenluftschloß als dieses hat es wohl niemals gegeben auf Erden.

Lasst uns zusehen, wie es unterhalb dieses Luftschlosses auf dem Boden der Wirklichkeit aussah, wie es zu- und herging in dieser „sainte ville de la liberté, égalité et fraternité“ Paris, deren Bewohner ja doch wohl, sollte man meinen, alle die verheißenen herrlichen Früchte des Utopismus zuerst hätten zu kosten bekommen müssen. In Wahrheit war die Gesammtfrucht des Schreckenssystems nur das allgemeine Elend und man darf ungescheut sagen, daß „La Terreur“ die Hauptstadt Frankreichs in einen ungeheuren moralischen Sumpf verwandelt habe, in einen Sumpf von Verarmung, Rohheit, Barbarei und Unzucht, welcher pestilenzische Miasmen aushauchte und auf welchem Agiotage und Tripotage, Wucher und Prostitution als giftgeile Sumpfblumen schwammen.

Hierfür wollen wir jetzt den geschichtlichen Beweis der Wahrheit antreten[1]).

---

1) Ich brauche kaum anzumerken, daß ich es bei Erbringung dieses Beweises hier nur auf eine flüchtige Skizze abgesehen habe. Um dem Gegenstande gerecht zu werden, müsste man ein Buch schreiben, und zwar kein kleines. Stoff dazu wäre in Ueberfülle vorhanden. Verarbeitung hat derselbe — von anderen bekannten Werken über die französische Revolution ganz abgesehen — gefunden in Mercier: Le nouveau Paris, 6 vols. Paris, An VII; E. et J. de Goncourt: Histoire de la société française pendant la révolution. Paris, 1854; Mortimer-Ternaux: Histoire de la Terreur, 8 vols. Paris, 1863 seq.; Taine: Les origines de la France contemporaine, tome II, Paris, 1881—82. Wallon: La Terreur, 2 vols. Paris, 1873. Wallon: Hist. du Tribunal révolutionnaire, 6 vols. Paris 1880 seq. A. Schmidt: Tableaux de la révolution française, 3 vols. Leipzig 1867—71. A. Schmidt: Pariser Zustände während der Revolutionszeit, 3 Bde. Jena 1874—76. E. Koloff: Das gesellige Leben vor und nach der Schreckenszeit in Paris (in Raumers Histor. Taschenbuch f. 1863, S. 337 fg.).

2.

Das Paris jener Zeit war noch nicht die riesige Prachtstadt unserer Tage. Um den ganz gewaltigen Unterschied in räumlicher Beziehung wahrzunehmen, braucht man bloß einen Plan der Stadt, wie sie noch zu Ausgang des 18. Jahrhunderts war, neben einen von jetzt zu halten. Die höchst beträchtlichen Erweiterungen, welche Paris in der Zwischenzeit erfahren hat, springen sogleich in die Augen. Ringsum haben dem alten Stadtkörper neue Quartiere sich angegliedert. Die Bevölkerungszahl ist von einer halben Million auf mehr als 2 Millionen gestiegen. Mit der Vergrößerung der Stadt hat die Verschönerung Schritt gehalten. Das jetzige Paris mit seinen Straßen und Plätzen, mit seinen Prachtgebäuden und Monumenten, mit seinen Brücken und Quais, mit seinen Kirchen, Theatern und Museen, mit seinen Gärten und Parken, eingerahmt durch eine Umgebung voll von landschaftlichem Reiz und voll von Merkmalen des Reichthums und des guten Geschmacks, darf unbedingt den Anspruch erheben, die schönste aller Großstädte zu sein, und nichts ist begreiflicher als der Stolz, womit alle Franzosen auf ihre Hauptstadt blicken, obzwar die bombastisch-hyperbolischen Preis- und Schmeichelnamen, womit ein Viktor Hugo Paris bedacht hat, aus dem Erhabenseinsollenden zumeist tief ins Lächerliche fallen.

Das Paris der Revolutionszeit rechtfertigte noch in bedenklicher Weise seinen altrömischen Namen Lutetia, Kothstadt. Namentlich im Winter, wo die Pariser nicht leichthin „flaniren“ gehen konnten, sondern vielmehr mühsälig Schmutz und Unflat aller Art durchwaden mussten. Waren doch die Straßen die Ablagerungsstätten für Abfälle und Schmutzereien aller Art und Unrathhaufen wechselten da überall, insbesondere an den Straßenecken, mit Kothpfützen ab. Das Pflaster war durchweg schlecht. Weitaus die meisten Straßen waren eng und infolge der beträchtlichen Höhe der Häuser dunkel und feucht. Allerdings gab es

auch schon elegante Quartiere mit Palais von reicher Architektur und opulenter Einrichtung, aber auch diesen fehlten noch die Behaglichkeiten modernen Komforts. Die Reinigungsapparate im Großen wie im Kleinen waren sehr mangelhaft und wurden in Haus und Stadt nur lässig gehandhabt. Daher die zahllosen gleichzeitigen Klagen über die Unsauberkeit von Paris. Zur Sommerzeit hatte man vollauf Ursache, über die Belästigung vonseiten der Staubwolken sich zu beschweren, welche über die ungepflasterten Boulevards dahinwirbelten. Auf den Wiesen und in den Baumgängen des Champs-Elysées weideten noch Schafeheerden. Schlimm ist es bei Nacht gewesen. Die Straßenbeleuchtung mittels Oellampen war so dürftig, daß auf die von den erleuchteten Magazinen und Läden ausströmende Helle gerechnet werden musste. Da nun aber der hochgelobte „Schrecken“ Handel und Wandel, Kauf und Verkauf so ziemlich auf Null herabgebracht hatte, so vermochten die Händler eine Beleuchtung ihrer Läden nicht mehr aufzuwenden und schlossen demnach mit Anbruch der Dunkelheit ihre Geschäftslokale. Auf die Straßen lagerte sich dann zumal eine Finsterniß, die aller Welt zur Sorge und zum Aergerniß gereichte, mit Ausnahme natürlich der ungeheuer zahlreichen Sippschaft der Diebe, Räuber, Einbrecher, Mörder und Dirnen, welche Sippschaft es ja sehr bequem fand, im Dunkeln zu munkeln.

Das Salonsleben hatte aufgehört. Die aristokratischen Quartiere, von deren Bewohnerschaft auf's Land oder in die Fremde geflohen war, wer nur konnte, lagen, wann die Nacht gekommen, dunkel und öde. Die Pariser vom anständigen Mittelstande sahen sich ihrerseits bei der Theuerung aller Brenn- und Beleuchtungsmaterialien genöthigt, schon „mit den Hühnern“ zu Bette zu gehen, froh, wenn die Nacht vorüberging, ohne daß mit dem Schreckenswort „Im Namen der Republik!“ an die Hausthüre geklopft wurde, um für die Träger einer Haussuchungs- oder Verhaftungsbotschaft Einlaß zu fordern. Die organisirte Pöbelei verbrachte ihrerseits die Abende in den Theatern, in den

Sektionslokalen und in den Klubbs. Gerade wie nachmals wieder, 1870—71, so ging es auch 1793—94 am wildesten und wüstesten her in den von Weibern gestifteten und besuchten Klubbs. Ja, es kam soweit, daß sogar im Jakobinerklubb strafende Stimmen gegen das tolle Treiben der Klubbistinnen laut wurden, daß dort die „Anmaßungen besoffener Megären“ scharfen Tadel fanden und der Konvent endlich dazu verschreiten musste, die Schließung der Weiberklubbs zu befehlen.

Der Anblick von Paris war bei Tage kaum weniger düster als bei Nacht. Wie eine den Athem beklemmende Bleidecke lag der Schrecken auf der Stadt. Wenigstens musste sich dieses Gefühl einem jeden aufdrängen, welcher weder von dem terroristischen Wahnsinn mitbefallen war, noch zu den Nutznießern und Ausbeutern dieses Wahnsinns gehörte. Alles sah eintönig, finster, schäbig, gezwungen, verzerrt, armsälig-komödiantisch aus. In endlos-langweiliger Wiederholung stand die Straßenzeilen entlang an den Häusern geschrieben: „Liberté, égalité, fraternité ou la mort!“ Ueberall waren die drei widerwärtigen Wahrzeichen der „einen und untheilbaren Republik“, die Galeerenmütze, die Pike und die Guillotine, auf Mauern und Wände gepinselt. Der Verkehr zu Wagen hatte fast ganz aufgehört: nicht nur die Karrossen der einheimischen Aristokratie und der fremden Gesandten waren verschwunden, sondern sogar das Erscheinen von Fiakern ärmlichster Sorte war in der Wolle gefärbten Sansculotten ein Aergerniß. Denn „warum gehen die Sacré foutres et bougres von Aristokraten nicht zu Fuße wie wir andern ehrlichen Citoyens?“ Es konnte demnach unter Umständen — maßen ja alles und jedes „verdächtig“ war — sehr gefährlich werden, ja ins Gefängniß, vor das Revolutionstribunal und von da zum „Rasoir national“, d. h. zur Guillotine führen, so man sich eines Miethwagens bediente.

Die Reichen waren eingekerkert, guillotinirt oder emigrirt. Mit ihnen war natürlich der Luxus verschwunden und damit hatte die Nährfähigkeit der mittleren und der unteren Klassen sehr beträchtliche Einbußen erlitten. Alle

feinere Gewerbethätigkeit hatte aufgehört, der Handel, vollends der mit Lebensmitteln, war als ein Verbrechen angesehen. Zeitig schon im Jahre 1793 machten sich Stimmen laut, welche meinten, in einem „freien Staat bedürfte man eigentlich nur der Bauern und Handarbeiter und demzufolge müssten die Künstler, die Gelehrten, die Kaufleute und die Bankiers sammt und sonders geplündert und weggesäubert werden“. Natürlich reichte der Verstand solcher Orakelsprecher der „Sainte-Terreur“ nicht weit genug, daß sie begriffen hätten, den Handel verpönen und vernichten hieße auch die Arbeit verunmöglichen. Eine unausweichliche, bald zu einer Skorpionengeißel gewordene Folge der Verketzerung der Handelsthätigkeit war, daß sich die ehrlichen Leute mehr und mehr davon zurückzogen und insbesondere der Lebensmittelverkehr allmählig ausschließlich in die Hände skrupelloser Gauner und Schurken kam, welche die herrschende Theurung mit raffinirtem Wucher ausnützten und die armen Pariser bis aufs Blut schunden. Vom Frühjahr 1793 an flog die Skala der Lebensmittelpreise nur so hinauf. Das Steigen war ein wahrhaft ungeheuerliches. So kostete z. B. das Pfund Kalbfleisch im Mai genannten Jahres noch 5 Sous, zu Anfang Juni's aber schon 22 Sous. Mit der wucherischen Vertheurung ging die gewissenlose Verfälschung der Nahrungsmittel Hand in Hand. Alle Maßregeln der Schreckensregierung, der Noth zu steuern und dem Wucher zu wehren, erwiesen sich als unzulänglich oder als ganz nutzlos. Sie vermochte, ihrer ganzen Natur nach, nur Gewaltsamkeiten aufzuwenden. Sie dekretirte den Zwangskurs des schon vorhandenen Papiergeldes und fabricirte neue „Assignate“ in Massen. Innerhalb eines Jahres, während der Diktatur Robespierre's, vom Juni 1793 bis zum Juni 1794 wurden die umlaufenden Assignate um etwa 5 Milliarden vermehrt. So ging es weiter und weiter bis zum Ende des Jahrhunderts, wo eine wahre Schlammflut gänzlich entwertheten Papiergeldes den Boden Frankreichs bedeckte. Wie die Entwerthung sich vollzogen, kann die Thatsache zeigen, daß noch am 1. December 1795 in Paris 1 Louis-

d'or nur 3500 Papierlivres kostete, am 1. Juni 1796 aber schon 23,000 Papierlivres. Das Tüpfelchen auf das i einer hirnverrückten Wirthschaft setzte die Dekretirung des „Maximum", der Unsinn des Unsinns, welcher gesetzlich vom Oktober 1793 bis zum Ende Juli's 1794 währte, wo diese von staatswegen und gewaltsam bestimmte Preisetarifirung der Nahrungsmittel, sowie verschiedener Machwaaren, als nicht nur gänzlich unfruchtbar, sondern auch als geradezu schädlich wieder beseitigt werden musste. Hand in Hand mit der Entwerthung des Papiergeldes hatte das Maximum die Theurung bis zum Unerträglichen gesteigert.

Die Schwerenoth der Zeit fiel natürlich, wie unter ähnlichen Umständen immer, am wuchtigsten auf die anständigen Leute, deren Ehr- und Schamgefühl nicht soweit herunter war, daß sie sich, wie der Pöbel that, gänzlich auf die Fürsorge der Regierung verlassen und von den kommunistischen Abfütterungen von staats- oder kommunewegen auskömmlich profitirt hätten. Um seine Prätorianer, die Pöbelrotten von Paris, bei guter Laune zu erhalten, hatte der Schrecken, in Nachahmung des römischen Cäsarismus, auf Gemeinde- und Staatskosten die Hauptstadt so zu sagen zu einer kommunistischen Speiseanstalt gemacht. Die Hefe der Bevölkerung stand sich verhältnißmäßig ganz gut dabei. Für alle anständigen Menschen aber musste es eine wahre Marter sein, wenn sie sich gezwungen sahen, an diesem mit ungeheuren, geradezu märchenhaften Kosten und doch nur dürftig und schlecht beschafften Gemeinde- und Staatsalmosen theilzunehmen. Um die ihnen zugetheilte schmale Tagesration zu erhalten, mussten sie vor Tagesanbruch aufstehen und sich vor den Bäcker- und Metzgerläden in die „Queue", d. h. an's Ende der langen daselbst harrenden Menschenreihe stellen, welche nach der Ordnung der zuerst Gekommenen langsam vorrückte. Wer zu spät kam, hatte zu befürchten, nichts mehr vorzufinden. „Welch' ein schmachvoller und herzzerreißender Anblick — sagt eine unserer Quellen — die unglücklichen Bewohner der Hauptstadt jeden Tag vor den Thüren der Bäcker und Metzger

auf einander gedrängt und mit ihrer Reihenummer und Bürgerkarte in der Hand wie die Bettler an der Thür einer Herberge oder eines Klosters auf das bißchen Fleisch und Brot warten zu sehen, welches die Regierung ihnen verabreichen ließ und womit alle sich begnügen mussten."

Daß unter solchen Verhältnissen die Verbrechen aller Art außerordentlich zunehmen, daß Leichtfertigkeit und Liederlichkeit zu kolossalem Umfang anschwellen mussten, bedarf keines Nachweises. Diebe, Fälscher, Räuber und Mörder hatten gute Nächte, denn die Polizei war ja vollauf beschäftigt mit der Jagd auf politisch „Verdächtige", auf angebliche „Verschwörer gegen die Sicherheit der Republik" oder auf solche, die es werden könnten. Unter den grassirenden Lastern stand voran eine tolle Spielwuth. Der grauenhaft wuchernden Prostitution suchte der Konvent mit scharfen Dekreten Schranken zu setzen, aber umsonst. Die Theater, die Tanzplätze, die Gärten und Spazierwege wimmelten von Dirnen. Das Verderbniß der Jugend war schrecklich. Vom Oktober 1793 existirt ein Polizeirapport, demzufolge im zum „Revolutionsgarten" umgetauften Tuileriengarten halbwüchsige Jungen und Mädchen zum Skandal für die Vorübergehenden, „fast öffentlich den infamsten Ausschweifungen sich überließen". Das waren die „spartanischen" Tugenden, welche die plutarchische Phrasenmacherei der Konventsredner zuwegegebracht hatte. Noch widerlicher als die zur Schreckenszeit modische Verkuppelung der Unmenschlichkeit mit der Freiheitsphrase war die Verquickung der Rohheit mit der Frivolität. Welcher fühlende und denkende Mensch sollte nicht empört sein beim Anblick des scheusäligen Bildes von Zuchtlosigkeit, welches der Hof Ludwigs des Fünfzehnten darbot? Aber welcher fühlende und denkende Mensch fühlt sich nicht ebenso angewidert, wenn er das von dem Augen- und Ohrenzeugen und Mithandelnden Mercier (N. P. VI, 156 seq.) gezeichnete und gemalte Bild betrachtet, wie es im Konventsal zu- und herging während der 25 Stunden, als über Ludwig den Sechszehnten das Todesloos geworfen wurde? Dieser Mischmasch

von Tribunal, Taverne, Vorstadttheater und Lupanar war vielleicht die grausigste von allen Scenen der Revolution.

3.

Der terroristische Versuch, das Christenthum abzuthun und dafür eine Art von Heidenthum aufzuthun, fiel bekanntlich ganz dumm und abgeschmackt aus. Der von Hébert, Chaumette und Mitnarren inscenirte sogenannte „Gottesdienst der Vernunft“ war, vom Standpunkt des gesunden Menschenverstandes angesehen, ein unsäglich läppischer Blödsinn, vom Standpunkt der Sittlichkeit betrachtet, ein wüstes Aergerniß. Diese „Göttinnen der Vernunft“, welche man im Sitzungssale des Konvents adorirte und in Notre-Dame inthronisirte! Pfui! Und dieser Altar im Luxemburggarten, auf welchem in einer Prachturne von Achat das Herz des blutdürstigen Narren Marrat als eine kostbare Reliquie aufgestellt war! Dreimal Pfui! Auch der am 8. Juni 1794 im Tuileriengarten spektakelnde Mummenschanz, wobei Robespierre als der Hohepriester des wieder anerkannten und wieder eingesetzten „Höchsten Wesens“ von Schreckens Gnaden sich spreizte, war nur eine elende Posse.

Wie wenig alle diese Gaukeleien der Fühl- und Denkweise des französischen Volkes entsprachen, beweis't die Thatsache, daß dasselbe in Masse zur Uebung des Katholicismus zurückkehrte, sobald das Bekenntniß der Katholicität nicht mehr lebensgefährlich war.

Aber die sittlichen Verheerungen, welche das terroristisch erzwungene Heidenthum in der französischen Gesellschaft und vollends in der parisischen angerichtet hat, sind furchtbar gewesen. Wie noch heute und wie allzeit wurde und wird die Mehrzahl der Menschen in ihrem Thun und Lassen durch die Hoffnung auf den Himmel oder durch die Furcht vor der Hölle bestimmt. Die kenntniß- und urtheilslose

Menge kann nur mittels der Religion mit der Moral in Beziehung treten und bleiben. Für die bildungslosen Massen waren und sind überall und immer religiöse Vorstellungen der einzige moralische Zaum und Zügel. Nur weltfremde Büchermenschen wissen das nicht, nur faselnde Volksverführer geben sich den Anschein, es nicht zu wissen. Als nun der Schrecken die moralischen Bande religiöser Vorstellungen nicht nur gelockert, sondern geradezu verpönt und verboten hatte, als der christliche Kalender, der christliche Gottesdienst, die christlichen Sonn- und Feiertage, die kirchlichen Taufen, Trauungen und Begräbnisse abgeschafft waren, da traten in Frankreich, vornehmlich aber wiederum in Paris, alsbald die Folgen ein — Folgen von ebenso sittenverderblicher als von grotesk-lächerlicher Art. Die Ehe, dieser Grund- und Eckstein nicht nur aller Sittlichkeit, sondern auch der Civilisation überhaupt, wurde zu einem leichtfertigen Zusammen- und Auseinanderlaufen, zu einem „reinbürgerlichen Vertrag“, welchen man mit einer wahrhaft kynischen Formlosigkeit einging und wieder lös'te. Denn zur Ehescheidung bedurfte es ja nur der Erklärung, daß man nicht mehr mitsammen leben möge. An die Stelle der Taufe traten Namenangebungen, in welchen sich die theatralische Ueberspannung der Zeit hochkomisch offenbarte. Es wimmelte von Gracchusen, Brutusen und Katonen, von Aspasien, Kornelien und Arrien. Vollblütige Patrioten gaben ihren Söhnen die Namen „Freiheitsbaum“ oder „Rothmütze“, und richtige Sansculotten benamseten ihre Töchter „Nationalpike“ oder „Guillotine“. Selbst die Majestät des Todes, sonst doch sogar Barbaren heilig, wurde schimpfirt. Von Leichengeleiten keine Rede mehr. Nur mit Noth konnte man von den Tyrannen der Kommune die Bewilligung erlangen, die Särge mit einem dreifarbigen Tuche bedecken zu dürfen. Die Friedhöfe mit ihren abscheulichen Massengräbergruben glichen Kloaken.

Wie allem und jedem, so drückte der Schrecken auch der Tracht, dem Hausrath, der Lebensweise, den Umgangsformen seinen Stämpel auf. Die schreckenszeitliche Mode

fiel da ins Schäbige und Schmierige, dort ins Alberne und Unsittliche. Die Frauen trieben die republikanische „Antikheit“ ihres Anzugs immer weiter und weiter, bis diese Antikheit schließlich zur skandalhaftesten Nudität wurde. Was den Jakobiner und Schreckensmann comme il faut angeht, der trat einher in einer sogenannten „Karmagnole“, d. h. in einem Kamisol oder Wamms von grobem schwarzem Tuch, welches, um recht à la mode zu sein, so fadenscheinig und schäbig sein musste, daß, wie sich ein Publicist von damals zierlich ausdrückte, „un pou ferré à glace n'y aurait pu tenir“. Dazu gehörten lange Beinkleider von gleichem Stoff, eine blauweißrothe Weste, gegürtet mit der Kuppel eines gewaltigen Schleppsäbels, item ein möglichst bürstenborstiger Schnurrbart, endlich eine kurzhaarige schwarze „Jakobinerperücke“, auf welcher die rothe phrygische Mütze saß mit ungeheuer großer dreifarbiger Kokarde.

Und wie aus dem Anzug, sollte auch aus dem Hausrath und den Wohnungseinrichtungen alles Herkömmliche und Gewohnte verbannt werden. Auch hierbei wurde in lächerlicher Weise antikisirt. Die Handwerker pfuschten Zimmer und Mobiliar zuwege, deren „Antikheit“ vorzugsweise in ihrer Unbequemlichkeit bestand. Bald aber lag, wie die Kunst, so auch das Kunsthandwerk brach. Denn wer hatte noch Geld, Künstler und Kunsthandwerker zu bezahlen? Außerdem ging ja die von den Terroristen systematisch organisirte Pöbelherrschaft mit wachsender Wuth auf die Vernichtung alles Bestehenden und Vorragenden aus. Ist doch im Schoße des pariser Gemeinderathes, der jakobinischen Kommune, alles Ernstes die Frage zur Debatte gestellt worden, ob es nicht räthlich und nöthig wäre, die Thürme von Notre-Dame und überhaupt sämmtliche Kirchthürme abzutragen, maßen dieselben durch ihr unverschämtes in die Höhe Hinaufragen dem Princip der Gleichheit hohnsprächen. Allenthalben und allzeit ist es auch ein kennzeichnendes Merkmal der Pöbelherrschaft gewesen, gegen das Schöne nicht nur gleichgiltig und verständnißlos sich zu verhalten, sondern auch dasselbe zu hassen. Schönheit und Gemeinheit sind

eben Gegensätze, die einander ausschließen. Daraus erklärt es sich, daß die Schreckenssystemler von 1793—94 gegen alle Erscheinungsformen des öffentlichen Wohlstandes, gegen allen Schmuck des Daseins, gegen alle Schöpfungen der Kunst förmlich wütheten. In dieser Barbarei kam so recht der Neid der geistigen Inferiorität und Sterilität, der Mittelmäßigkeit und Ohnmacht zum Vorschein, welcher immer und überall das Pöbelregiment stigmatisirte und stigmatisirt.

Auch den sonst so artigen und feinen französischen Umgangsformen zwang die terroristische Pöbelei ihre eigene Rohheit und Grobschlächtigkeit auf. Feines Benehmen, höflicher Ton, manierliche Ausdrucksweise machten des Aristokratismus verdächtig. Es sollte nur noch lauter Gleichheitsflegel und Bruderschaftslümmel geben in der einen und untheilbaren Republik. Im November von 1793 wurde das allgemeine Duzen von amtswegen eingeführt und anbefohlen. Butz und Benz, Hanns und Hinnz, Jörg und Jokel, alle sollten mit einander Smollis sein, was ja schnurstracks gegen die französische Sitte ging, welcher zufolge bekanntlich sogar Eheleute, sowie Eltern und Kinder, einander mit Vous anreden. Jetzt duzte der Knecht seinen Herrn, die Magd ihre Herrin, der Lehrjunge seinen Meister, der Kanzleischreiber den Minister, der Soldat den General — kurz, die Rüpelei war Trumpf.

Nicht minder läppisch ist der Eifer gewesen, womit der Sansculottismus gegen alle Denkmäler und Merkmale des Mittelalters, des Königthums und der Kirchlichkeit anging. Selbst die vier Könige im Kartenspiel wurden ausgemerzt. Die Anwendung der Worte Roy und Royale konnte vor das Revolutionstribunal und demnach zur Guillotine führen. Ein Bürger, welcher so unglücklich war, Le-Roy zu heißen, wurde aufgefordert, diesen fatalen Namen mit einem weniger anstößigen zu vertauschen, und nannte sich daher fortan La-Loi. Einer Bürgerin, welche Reine hieß, gab man zu verstehen, daß dieser Name sehr übel klänge in patriotischen Ohren, und sie vertauschte darum denselben mit dem wohlklingenderen Fraternité-Bonne-Nouvelle. Die Sieurs,

Messieurs und gar die Monseigneurs waren natürlich streng verpönt, ebenso die Mesdemoiselles und die Mesdames; auf dem Boden eines freien Frankreichs sollten nur noch Citoyens und Citoyennes wandern. Fort auch mit den feudalistischen Worten Palais, Hôtel und Château! Wir brauchen in unserem reindemokratischen Staate nur noch Maisons.

Wollte man zur Schreckenszeit in der Hauptstadt Frankreichs gute Gesellschaft sehen, so konnte man solche nur in den Gefängnissen suchen und finden. Dorthin, wo Tausende von „Verdächtigen", Männer und Frauen, Greise und Matronen, Jünglinge und Jungfrauen, Tag für Tag des Looses harrten, durch die Guillotine gezehntet zu werden, dorthin hatten sich der französische Esprit und die feinen Verkehrsformen geflüchtet. Dort wurden die Ueberlieferungen der französischen Heiterkeit, der französischen Plauderkunst, ja, und auch die der französischen Galanterie noch in Ehren gehalten und gepflegt. Es darf nicht verschwiegen werden, daß der Schrecken von kleinlicher Gefangenenquälerei in der Regel nichts wusste und nichts wissen wollte. Innerhalb der Gefängnissemauern verstattete er den Eingekerkerten große Freiheit. Damen hielten in den Korridoren ihren Hof, die Speisesäle ertönten von dem Lachen plaudernder Gruppen, man führte Sprichwörter und Vaudevilles auf und auf den Höfen waren Gesellschaftsspiele im Gange. Griff die Todesfaust in Gestalt der Boten des Revolutionstribunals in das bunte Treiben herein, so schickte man sich mit bester Manier in das Unvermeidliche und verabschiedete sich von einander, als ob man sich morgen wieder bei einer Vergnügungspartie zusammenfinden würde. Natürlich fehlte es auch an erschütternd tragischen Auftritten nicht und so war die Tragikomödie der Wirklichkeit, welche in den Gefängnissen sich abspielte, jedenfalls gehaltreicher und interessanter als die Tragikomödie der Fiktion, welche in den 23 Theatern von Paris über die Bretter ging. Auch war dort das Publikum fraglos ein gewählteres als hier, wo der Sansculottismus souverän den Ton angab. Wie bekannt, hat der Schrecken

Zeit gefunden, auch als Theatercensor thätig zu sein und sich als solcher durch seinen der ganzen Vergangenheit gemachten Krieg gehörig lächerlich zu machen. Sintemalen — alles um der lieben Freiheit willen! — schlechterdings nur Stücke aufgeführt werden durften, welche so oder so für widerköniglich oder widerkirchlich galten, und der Vorrath von neueren Dramen dieser Sorte nicht ausreichte, so mussten sich die älteren stümperhafteste Verpfuschung und grausamste Verstümmelung gefallen lassen, bis sie unter die terroristische Schablone passten. Die französische Klassik erfuhr eine schmachvolle Sansculottirung. So recht zulukafferig war es auch, daß an den Kostümen der Schauspieler und Schauspielerinnen, gleichviel, in welchen Rollen sie auftraten, die Nationalfarben angebracht sein mussten. Wie musste doch der französische Geschmack verwildert sein, wenn er es ertrug, daß Molière's Tartuffe mit einer tellergroßen dreifarbigen Kokarde am Hut und Racine's Phädra mit einem ebensolchen Ding an der Frisur auftrat.

Das Schauspiel der Schauspiele, die eigentliche Haupt- und Staatsaktion war jedoch das Tagewerk der Guillotine, welche zuerst auf dem Grèveplatz „arbeitete", dann von dort nach dem Revolutionsplatz (heute Place de la Concorde), von da nach dem Marsfeld, von da zur Barrière du Trône und von dort schließlich wieder zum Grèveplatz wanderte. Ihre „schönsten Tage" hat sie, sansculottisch zu reden, auf dem Revolutionsplatze gesehen. Da hat sie ja Ludwig den Sechszehnten und Marie Antoinette, die Girondisten und Philipp Egalité, Charlotte Corday und Manon Roland, Bailly und Chénier, Desmoulins und Danton, Robespierre und Saint-Just „weggesäubert". Bekanntlich ist die von Guillotin, einem Erzphilanthropen, erfundene oder vielmehr wiedergefundene — es gab schon im Mittelalter ein ähnliches Ding — Guillotine zuerst in der Sitzung der Nationalversammlung vom 10. Oktober 1789 als Hinrichtungsmaschine, als „möglichst schmerzlose", in Vorschlag gebracht worden, ohne jedoch sofort „in ihrem ganzen Werth erkannt zu werden". Vielmehr hatte die „menschenfreundliche" Er-

findung zunächst nur als aristokratisches Spielzeug etliche Bedeutung: — modische Damen trugen goldene Miniaturguillotinen als Vorstecknadeln oder als Ohrbommeln. Auch hatte man auf gutgedeckten Tafeln kleine Guillotinen stehen, um Würste oder Geflügel oder Fische damit zu köpfen. In größerem Maßstabe konstruirt, kam die Maschine zuerst auf dem Theater in Anwendung. Im December von 1789 wurde nämlich ein neues Ballet, „Die vier Haymonskinder“, in Paris aufgeführt, dessen „Spitze“ darin bestand, daß man den vier Haymonskindern auf der Bühne mittels der Guillotine die Köpfe abschlug. Zweifelsohne sind gar manche von denen, welche über diesen „prächtigen Spaß“ lachten, unlange darauf alles Ernstes mit der Guillotine bekannt geworden. Im März von 1792 beschloß die Gesetzgebende Versammlung die Einführung der Enthauptungsmaschine und als solche verrichtete sie ihren ersten Dienst am 21. August desselben Jahres, Abends 10 Uhr. Der Erste, dessen Kopf unter dem Messer der „philanthropischen“ Tochter Guillotins „le saut de carpe en-avant“ thun musste, war ein armer Teufel von Schreiblehrer, Collanot d'Angremont, der Werberei und Treiberei für den Hof bezichtigt und darum zum Tode verurtheilt durch das „Tribunal vom 17. August“, dem Vorläufer des Revolutionstribunals. Dieses seinerseits schickte bis zum Sturze Dantons in Paris 375 Personen unter das Fallbeil, aber vom Tode Dantons bis zum Fall Robespierre's, also binnen nicht ganz 4 Monaten nicht weniger als 2300.

Man sieht, die Gläubigen der „Sainte-Terreur“ durften sich mit einiger Befriedigung sagen: „La Guillotine ne va pas mal“. Auf einem niedrigen rothangestrichenen Brettergerüst erhob „die Tochter Guillotins“ ihre Fangarme, d. h. die zwei rothbemalten Pfähle, zwischen welche das in schiefer Richtung herabfallende Beilmesser eingescharnirt war. Tag für Tag wimmelt und wuselt rundum eine neugierige Zuschauermenge jeden Alters und Geschlechts. Die Zeit des Wartens auf die von der „Vorhalle des Todes“, der Conciergerie, heranrollenden Todeskarren vertreibt sie sich

nach leichtlebiger Franzosenart mit Scherz und Lachen, während Händler und Händlerinnen sich mit ihren Körben und Tragbrettern durch die Haufen drängen und mit gellendem Geschrei, auch mit allerhand guten oder schlechten Witzen ihre Eß- und Trinkwaaren ausrufen und empfehlen. Man könnte glauben, eine schnatternde Heerde von Gänserichen und Gänsen vor sich zu haben, falls das Geschnatter nicht etwas von dem Gemurr und Gebrüll einer Tigerhorde an sich hätte. Auch geben ungeachtet der zahlreich anwesenden Kinder und ungeachtet der leichtfertigen Spässe aus Männermund und dem Lachgekreisch vonseiten der Weiber die hunderte, die tausende von schmierigen Rothmützen ringsher um die rothe Todesbühne der ganzen Scene ein düsteres, unheilverkündendes Aussehen.

Da, horch, ein dumpfes Gerassel, welches vom Quai de la Conférence herauftönt und das Herannahen der Todeskarren signalisirt. Die Menge beantwortet dieses Signal mit einem vielstimmigen „Ah!“ und „Ha!“ befriedigter Erwartung. Sie theilt sich, um der Karrenreihe platzzumachen. Die rothangestrichenen Fuhrwerke halten eins um das andere am Fuße der Schaffottreppe und entladen sich ihrer Lasten. Das Schnattern und Lachen verstummt. Jeder und jede stellt sich auf die Zehen, reckt den Hals und strengt die Sehnerven an. „Patriotinnen“ von Müttern halten ihre kleinen Kinder in die Höhe, damit auch diese möglichst viel von dem Blutspiel profitiren. Einer oder eine der dem Tode Geweihten steigt nach dem andern oder der andern die „acherontische“ Treppe hinauf, wobei die terroristische Mode verlangt, daß die Männer mit stolzer Gleichgiltigkeit, die Frauen mit anmuthiger Gefasstheit, ja sogar mit etwas Koketterie sich benehmen. Droben nehmen Sanson und seine Knechte das Opfer in Empfang, schnüren ihm die auf dem Rücken gebundenen Arme fester zusammen und schnallen es an das Brett. Dies wird nach vorwärts umgekippt, Sanson berührt die Feder an einem der beiden „Fangarme“ der Guillotine, das Beilmesser fällt, ein dumpfes Geknirsch und ein Kopf rollt in den Korb. Ist einer ge-

fallen, wischt einer der Büttelknechte das rauchende Blut zusammen und spritzt Tropfen davon mit seinem rothen Besen auf die drunten stehende Menge, welche zur Erwiderung auf diesen gräulichen Spaß die rothen Mützen schwenkt und Hussah heult. In den kurzen Pausen zwischen den eintönig sich folgenden Fallbeilschlägen schreien drunten die Verkäufer und Verkäuferinnen wieder ihre Kuchen, Früchte und Liköre aus, als dächten sie, der Anblick des Blutgeströmes müsste den Appetit der Canaille geschärft haben. Ist der letzte Kopf der „fournée“ des Tages gefallen, so reißen sich entmenschte Weiber, die „Guillotinewäscherinnen“ oder „Guillotinefurien“, um die ihnen preisgegebenen rothen Oberhemden der Hingeschlachteten, deren Köpfe und Rümpfe die Knechte Sansons in Körbe und Säcke packen, damit dieselben Karren, welche die lebenden Schlachtopfer hergebracht, die todten zum Grabe fahren . . .

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, das Leben in Paris zur Zeit der Herrschaft des Schreckens. Es hat niemals eine blutigere Satire auf die Freiheit gegeben, als dieses sinnlose und grausame Regiment eine gewesen ist. Dasselbe konnte unmöglich etwas anderes zuwegebringen als eine vollständige Zerrüttung aller privatlichen und eine totale Anarchie aller staatlichen Verhältnisse. Schon im April von 1793 schrieb einer der kompetentesten Beurtheiler und begeistertsten Anhänger der Revolution, Georg Forster, aus Paris: „Alles hier ist blinde, leidenschaftliche Wuth und rasender Parteigeist. Wer obenauf schwimmt, sitzt am Ruder, bis ihn der Nächste, der für den Augenblick der Stärkste ist, verdrängt. Wenn man nicht verfolgen, denunciiren und guillotiniren kann, ist man nichts. Du wünschest, daß ich die Geschichte der gräuelvollen Zeit schreiben möchte? Ich kann es nicht. Oh, seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt sie mich an. Ich konnte, fern von idealischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen

zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weitergehen; aber mit Teufeln, mit herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es nur eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Muttererde und an dem Lichte der Sonne."

Die große Lehre der Schreckenszeit ist diese: — Es war eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß die Franzosen an der im Namen der Freiheit ruchlos geübten Tyrannei sich verekeln mussten. So sehr, daß sie, wie bekannt, ganz bereit und willig waren, jeden beliebigen Despotismus sich gefallen zu lassen, falls derselbe ihnen nur wiederum die Sicherheit von Blut und Gut, die Möglichkeit der Kultur, der Arbeit und des Erwerbes verbürgte. Das war durchaus naturgemäß. Denn vor allem will und muß der Mensch leben, leben können, und eine angebliche Freiheit, welche die Grundbedingungen menschlicher Existenz vernichtet, ist ein Unding und ein Unsinn. Daher hat kein Staatsideal, sei dasselbe von dieser oder jener Partei ausgeheckt, von obenher oder von untenauf gewollt, irgendwie Aussicht auf dauerhafte Verwirklichung, so es das Privatrecht und folglich auch die Privatexistenz missachtet und antastet. Denn mächtiger, unendlich viel mächtiger als Ideen, Ideale und Idole zusammengenommen, ist im Menschen der Trieb, sich zu erhalten und sich fortzupflanzen. Die Leute, die Völker wollen leben, möglichst bequem und genüsslich leben sogar, bevor sie sich um dieses oder jenes Staatsideal, um Monarchie oder Republik, um Absolutismus oder Parlamentarismus, um Aristokratie oder Demokratie bekümmern, und wer ihnen die Möglichkeit ihrer Existenz, und gar vollends einer bequemen und genüsslichen Existenz, garantirt oder auch nur zu garantiren scheint, der hat sie, dem folgen, dem gehorchen sie. Diese, wenn man will, allerdings „brutale" Thatsache gibt die deutliche Erklärung, warum und wie die Franzosen nach der blutigen Gewalt- und Schreckensherrschaft des Konvents oder vielmehr der Tyrannen des Konvents und nach der unstäten, unfähigen, feilen und lüderlichen Regierung des Direktoriums ihren Nacken so rasch, so bereitwillig, mit solcher Beeiferung unter das eiserne

Joch gebeugt haben, welches ein kühner und glücklicher Soldat ihnen auflegte. Summa: — Die Ueberspannung und Uebertreibung des Freiheitsprincips wirkt immer und überall selbstzerstörerisch, d. h. die Freiheit wird dadurch nothwendig zur Tyrannei, welche auf der schiefen Ebene der Willkür unaufhaltsam zur Anarchie hinunterrutscht. Diese ras't und rumort dann eine Weile, d. h. gerade so lange, bis die Menschen, des unerträglichen physischen und moralischen Elends überdrüssig, jeden, aber auch jeden als Helfer und Heiland begrüßen, welcher die Fähigkeit, den Willen und die Kraft hat, sie von dem Unerträglichen zu befreien, und darum und dann sehen wir Völker, welche vor kurzem noch den Freiheitsbaum umtanzt hatten, „ruere in servitium novum". Das ist auch eine jener vielen alten Geschichten, welche immer neu bleiben.

Der „grause“ Zar.

Oh, du grauser Zar, Iwan Wassiljéwitsch!
Von dir schufen wir unser helltönend Lied,
Wir schufen es im Tone der alten Zeit,
Wir sangen es zur Gussli, der hellklingenden,
Wohl oft sangen wir es, oft wiederholten wir's
Zur Lust, zum Ergötzen des rechtgläubigen Volks.

Lermontow (deutsch v. Bodenstedt).

1.

Am 19. März von 1585 war die Stadt Moskau von großem Wehklagen voll. Wer auf den Straßen erschien, Vornehm und Gering, der Bojar wie der Muschik, trat in tiefer Trauer einher. Das Volk lief herum, weinend, schluchzend, ganz verstört, wie wahnsinnig. Männer zerrauften sich das Haar, Weiber zerschlugen sich die Brust. In den Cerkwien (Kirchen) drängte sich die Menge, Gebete stammelnd, Klagelieder heulend. Als stöhnte die „weiße“ Stadt selbst, die „heilige Matuschka“ Moskau auf in tiefster Seelenpein, scholl überall der Schmerzensschrei: „Weh' uns Armen! Was soll aus uns werden? Unser gutes Väterchen, der Zar Iwan, des Wassilji Sohn, ist todt!“

So wurde der betrauert und — wohlverstanden! — ganz zweifellos aufrichtig von seinem Volke betrauert, welcher ohne Frage der scheusäligste Tyrann gewesen, den der Erdball je getragen hat, ja geradezu ein zum zweitenmal nicht

vorhandenes Schauderexemplar von Menschenbestie, Iwan der Vierte, vom moskowitischen Volkslied mit scheuer Ehrfurcht genannt der „grause" Zar, im Buch der Geschichte Russlands blutstarrend stehend als der „Grausame", der „Schreckliche".

Schon seinen Zeitgenossen, d. h. seinen nichtrussischen Zeitgenossen, erschien der grause Zar als etwas noch nie Dagewesenes. So schrieb der Kanzler von Polen, Graf Zamoiski, i. J. 1579, Iwan der Schreckliche überböte alle Tyrannen, welche jemals gewüthet hätten, an Grausamkeit. In späterer Zeit hat ein Landsmann dieses Urtheilers, Adam Mickiewicz, der genialste Dichter und Seher, welchen die slavische Rasse bislang vorgeschickt, in seinen am Collège de France 1840 gehaltenen Vorlesungen seine Betrachtungen über den Zaren zusammengefasst in die Aeußerung: „Iwan der Grausame war unfehlbar der vollendetste Tyrann von allen der Weltgeschichte bekannten. Er vereinigte in sich alle Spielarten oder, besser gesagt, er besaß eine besondere Gabe, eine ungemeine Leichtigkeit, der Reihe nach alle Spielarten der Tyrannei sich anzueignen. Jetzt erschien er frivol und ausgelassen wie Nero, dann wieder finster, stupid und wild wie Kaligula. Mitunter zeigte er sich in Miene und Haltung so phlegmatisch-kalt wie Ludwig der Elfte, ein andermal gebrauchte er in seinen Briefen die Redewendungen des Tiberius. In seinen mündlichen und schriftlichen Auslassungen kann man da das weitschweifige und verworrene Hin- und Herreden eines Cromwell, dort den schneidigen, aber überzuckerten Stil eines Robespierre finden."

Mickiewicz legte sich auch die Frage vor, woraus sich wohl die unzweifelhafte Popularität erklärte, welcher der grause Zar bei seinem Volke genossen und die so groß gewesen, daß bei seinem Tode sogar die Familien seiner zahllosen Opfer aufrichtig um den Wütherich getrauert hätten, und der große polnische Poet fand auf diese Frage nur die Antwort, der Pöbel zeige immer Hang zur Grausamkeit, liebe die blutigen Schauspiele, sei unfähig, eine andere Kraft als die vernichtende zu würdigen und zolle nach Maßgabe

der eigenen Niederträchtigkeit dem Vernichtungsprincip Vergötterung.

Daran ist schon etwas Wahres, viel sogar. Aber es geht doch wohl nicht an, das gesammte russische Volk am Ausgange des 16. Jahrhunderts in allen seinen Abstufungen und Schichten ohne weiteres für eine Pöbelmasse auszugeben. Selbst zugestanden, daß die politischen und socialen Zustände Russlands dazumal im Vergleich mit den gleichzeitigen mittel-, west- und südeuropäischen noch erzbarbarische gewesen seien, wäre eine solche Annahme unstatthaft. Wir müssen uns daher nach einer andern Erklärung des absonderlichen Phänomens umsehen.

Da ist der russische Historiker Karamsin, der es zur Zeit Alexanders des Ersten unternahm, zum erstenmal eine auf Quellenforschung basirte Geschichte seines Landes im großen Stile zu schreiben, — ein für dazumal vortreffliches Werk, das aber der höfisch-geschmeidige Mann nur bis zum Aufkommen der Dynastie Romanow herabzuführen aus naheliegenden Gründen für gerathen fand. Darüber, was vor den Romanows in Russland geschehen war, hat er sich mit allem Freimuth ausgesprochen. Darum auch über den „Schrecklichen". Und zu welchem Ergebniß kam er? Wie erklärte er es, daß die Russen eine so beispiellose Gräuelherrschaft nicht nur mit einer ebenso beispiellosen Geduld ertrugen, sondern auch das Ende der Marter mit aufrichtigem Schmerze beklagten? Streng und strikt im Geiste des Zarismus erklärte er es und daraus ist zu ersehen, daß dieser Geist selbst den gebildetsten Russen ins Fleisch und Blut übergegangen war. „Die Geduld von Iwans Unterthanen" — sagt Karamsin — „hatte keine Gränzen. Denn sie sahen ja die Herrschaft des Zars für die Herrschaft Gottes an und hielten jeglichen Widerspruch für eine Uebertretung des göttlichen Gesetzes. Sie zwar gingen dabei zu Grunde, aber sie retteten für ihre Nachkommen die Macht Russlands; denn in der Stärke des Volksgehorsams besteht die Kraft des Reiches."

Hat nun der moskowitische Geschichtschreiber damit

weiter nichts beabsichtigt als eine Glorificirung des Despotismus auf dieser und der Sklavenhaftigkeit auf jener Seite? Oder wollte er etwas andeuten, was spätere Historiker deutlicher ausgesprochen und weiter ausgeführt haben? Nämlich, der grause Zar sei nicht bloß um der Grausamkeit willen grausam gewesen, sondern auch aus Berechnung. Er habe sich nicht nur aus Wollust an den unerhörten Qualen geweidet, welche er seinen Mitmenschen einzeln und in Masse anthun ließ, sondern auch aus Politik. Der Wahnwitzige — denn für einen solchen würden Irrenärzte, Geschworene und Richter unserer Tage den grausen Zaren selbstverständlich ausgeben — sei nur scheinbar ein solcher, in Wirklichkeit aber ein Systematiker des Schreckens gewesen, ein vorweggenommener Saint-Just so zu sagen. In Iwans Wahnsinn wäre demnach, wie in dem Hamlets, Methode gewesen und seine blutdürstige Raserei hätte den „Principe“ Machiavelli's in Scene gesetzt, obzwar es höchst unwahrscheinlich, daß dem „Schrecklichen“ der Name des florentinischen Staatssekretärs oder der Titel von dessen „wie mit Teufelsfingern geschriebenem“ Buch jemals zu Ohren gekommen. Schade übrigens, daß der große Florentiner den grausen Zaren nicht erlebt hat. Hätte er ihn erlebt und sein Regiment gekannt, so müßte das „Buch von Fürsten“ eine wesentliche Bereicherung erfahren haben.

Es darf als geschichtlich feststehend angesehen werden, daß eine wilde Leidenschaft der Grausamkeit den „Schrecklichen“ zu vielen seiner Unthaten getrieben habe. Die Lust am Bösen, als an solchem, war unbändig stark in ihm. Das Aechzen und Röcheln Gemarterter war Musik in seinen Ohren und das von Schaffoten strömende Menschenblut brachte seinen Augen Erquickung. Aber geschichtliche Thatsache ist auch, daß der vierte Iwan dem moskowitischen Zarismus die Form und Norm gegeben hat, welche stehend geblieben ist, bis der zarische Revolutionär Peter, genannt der Große, auftrat, um dem asiatischen Moskowiterthum die eiserne Zwangsjacke der europäisch-civilisirten oder wenigstens europäisch-dressirten Autokratie anzuthun. In mehr als

einer Hinsicht konnte übrigens der Iwan dem Peter zum Vorbilde dienen. Beide waren Schreckenssystemler. Peter allerdings der geschultere, wissendere und folgerichtigere. Er handhabte sein Schreckenssystem mit klarem Zweckbewusstsein, während sein Vorgänger mehr nur instinktmäßig verfahren war.

Eine genaue Prüfung erweist jedoch diesen Instinkt auch als einen auf ein bestimmtes Ziel gerichteten. Das war kein anderes als die Geltendmachung des zarischen Willens als des Alleinwillens in Russland. Darum ging Iwan darauf aus, das Ansehen und die Macht der beiden vermöge großen Grundbesitzes und sonstiger Reichthümer unabhängigen Stände, also des Bojarenthums und der hohen Klerisei, vollständig zu brechen und die ganze Existenz der Aristokratie und der Hierarchie von der zarischen Gnade oder Ungnade abhängig zu machen. Diese Absicht klingt bald mehr bald weniger deutlich als der Grundbaß aus dem infernalischen Koncert der Regierung des „Schrecklichen". Sie kann auch, mit Ernst Herrmann, dem deutschen Geschichtschreiber des russischen Staates zu sprechen, „einerseits eine so unerhörte Energie der Grausamkeit und anderseits die Möglichkeit der Durchführung erklären", weil eben der herrscherische Einzelwillen mit einem allgemeinen, ob auch noch so despotischen Staatszweck zusammenfiel. Und auch die Popularität des grausen Zaren mag sich daraus erklären. Die knechtische Menge fühlte sich, so zu sagen, geschmeichelt, daß ihr bluttriefender Herr nicht allein die geringen Leute peinigte und vernichtete, sondern auch und noch lieber die vornehmen, die großen und reichen.

Daß Iwan das Ziel, worauf sein wilder Instinkt sich richtete, wirklich erreichte, untersteht gar keinem Zweifel. Er war es, der an die Stelle der alten Groß- und Theilfürstensessel den Zarenthron setzte. Er war der erste ganze, fertige, regelrechte Zar, wie er denn auch diesen Titel, welchen allerdings schon sein Vater und sein Großvater neben dem großfürstlichen zeitweilig geführt hatten, für die Inhaber der höchsten Gewalt über Russland zu dem bleibenden und

ausschließlichen machte. Charakteristisch genug war „Zar“ ein reinasiatischer Titel. Er bezeichnete einen Gebieter, der keine über der seinigen stehende Gewalt und eben so wenig nach unten zu irgendeine Schranke seines Willens anerkannte. Zarismus bedeutet also Souveränität im allerbarbarischsten Sinne des Wortes. Darum hatten die Herrscher der Mongolen-Tataren, deren Knechte die Moskowiter zwei Jahrhunderte lang gewesen, die Khane der „Goldenen Horde“ den Titel „Zaren“ geführt. In Peter dem Großen regte sich dann aber, wie bekannt, der Europäismus so kräftig, daß er nicht mehr Zar, sondern Kaiser aller Russen heißen wollte.

Und nun lasst uns den „Schrecklichen“ und sein Thun etwas näher ansehen.

2.

Iwan war ein Kind von drei Jahren, als sein Vater, der Großfürst Wassilji, im December von 1533 zu Grabe ging. Der Knabe folgte dem Todten im Zarenthum oder, genauer gesprochen, im moskowitischen Großfürstenthum, weil, wie schon erwähnt worden, erst dieser vierte Iwan den Titel „Zar“ zum stehenden machte.

Mit der Legitimität des dreijährigen Großfürsten hatte es freilich nicht nur ein Häkchen, sondern einen richtigen Haken. Sein Vorgänger Wassilji hatte seine erste Gemahlin Salomeh nach zweiundzwanzig Jahren einer kinderlosen Ehe in ein Kloster verstoßen und derselben gewaltsam den Nonnenschleier umbinden lassen. Der Lehre griechisch-russischer Rechtgläubigkeit zufolge hätte er nun ebenfalls ins Kloster gehen sollen, zog es aber vor, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, und zwar mit Helene, der Nichte des aus Lithauen nach Russland verzogenen Fürsten Glinski, einer schönen, aber keineswegs im Geruche der Heiligkeit stehenden jungen Dame.

Auch diese großfürstliche Ehe schien unfruchtbar bleiben zu wollen. Nachdem aber die schöne Großfürstin viele Wallfahrten gethan und in verschiedenen heiligen Klöstern große Gelübde erfüllt hatte, gebar sie nach fünf Jahren im August von 1530 ihren Sohn Iwan. In Moskau ging das Gemurmel um, weder die gethanen Wallfahrten noch die erfüllten Gelübde hätten das glückliche Ereigniß herbeigeführt, sondern vielmehr der junge Knäs (Fürst) Iwan Owtschina-Telepnew Obolenski, mit welchem die Großfürstin nach dem Tode ihres Gemahls allerdings in einem geradezu skandalhaften Liebesverhältnisse stand. Wassilji hat jedoch seine Gemahlin nicht beargwohnt und die Echtheit des Prinzen Iwan nicht angezweifelt. Sonst hätte er, als es ans Sterben ging, die Großfürstin nicht zur Vormünderin Iwans und während der Minderjährigkeit desselben zur Regentin des Reiches bestellt. Freilich blieb wie zur Beihilfe, zur Zügelung und Ueberwachung dieser weiblichen Reichsregentschaft der Bojorenrath bestehen, in welchem die Häupter der hohen Aristokratie, sowie besonders verdiente Staats- und Kriegsmänner Sitz und Stimme hatten. Dieser Bojarenrath stellte also im altrussischen Zarenthum so ungefähr das vor, was im neurussischen Kaiserthum der Senat bedeutet. Die Regentin kümmerte sich jedoch wenig um die ihr gesetzte Schranke, sondern vergewaltigte mit Hilfe ihres Liebhabers Obolenski, der ebenfalls dem Bojarenrath angehörte, diese Behörde nach Belieben und herrschte leichtsinnig und willkürlich bis zum Jahre 1538, wo die allgemein Verhasste plötzlich starb. Wie es hieß, an Gift. Dabei ist als sehr charakteristisch zu erwähnen, daß das urväterlich-barbarische Bartrussenthum an der Witwe Wassiljis viel weniger ihren lockeren Lebenswandel als ihre Vorliebe für „westliche", d. h. europäische Bildung getadelt und gehasst hat. Man sieht, nicht erst der „Panslavismus" des 19. Jahrhunderts hat im Zarenreiche den Kulturhaß aufgebracht und gepredigt.

Nach Helene's Tod bemächtigte sich der Bojarenrath der Herrschaft und der Person des jungen Iwan, d. h. die verschiedenen Fraktionen der hohen Aristokratie zerrten

den Knaben zwischen sich hin und her. Der Knäs Telepnew-Obolenski behauptete den Besitz des Prinzen, welcher ja für seinen Sohn galt, nicht länger als sieben Tage. Denn schon am achten wurde der Liebhaber Helene's durch den Knäs Wassilji Schuiski und dessen Anhang gestürzt und ins Gefängniß geworfen, wo er den Hungertod sterben musste. Die Schuiskis sind dann durch die Bielskis beseitigt worden, hierauf wieder diese durch jene, weiterhin die Schuiskis durch die Glinskis — kurz, auch hier, wie anderweitig und anderzeitig so häufig, erhielt die bekannte göthe'sche Quintessenz der sogenannten Weltgeschichte:

„Einer von den Lumpenhunden
Wird vom andern abgethan" —

ihren thatsächlichen Kommentar.

In solchen Trubeln, allwo Brutalitäten aller Art zum täglichen Brote gehörten, wuchs der junge Großfürst auf und gewöhnte sich frühzeitig an den Anblick von Gewaltsamkeit, Blut und Schrecken. Von Versuchen, die ihm angeborenen wilden Triebe zu hindern, daß sie zu wüsten Leidenschaften auswüchsen, war gar keine Rede. Ueberhaupt nicht von Erziehung. Denn das Beibringen von Elementarkenntnissen und das Eintrichtern von kirchlichen Dogmen konnte doch wohl nicht so heißen. Die Herren Bojaren, welche abwechselnd den Knaben bevormundeten, lachten dazu, wann sie sahen, daß er seine Freude daran hatte, Thiere zu Tode zu martern. Bald war er ein vollendeter Jagdwütherich und überhaupt als siebzehnjähriger Junge schon ein ganzer Unhold, zu dessen Ergötzlichkeiten es gehörte, im rasenden Rosseslauf durch die Gassen von Moskau zu sprengen, Kinder, Weiber und Greise niederzureiten und das Wehgeschrei derselben zu vernehmen. Auch in anderem großfürstlichen Zeitvertreib übte er sich schon fleißig, will sagen in ekelhafter Völlerei, in wüster Unzucht und in grotesk-grausamen Spässen, wovon einer war, daß er die Bärte seiner Zechgenossen mit Spiritus begoß und dann anzündete. Mit solcher Kurzweil wechselten nicht minder groteske Uebungen von Frömmigkeit,

als da waren tumultuarische Wallfahrten, das Verrichten von Sakristansdiensten in den Cerkwien, das allerhöchsteigenhändige Läuten der Kirchenglocken und anderes dieser Art mehr. Sein Lebenlang hat der „Schreckliche“ darauf gehalten, einen rechtgläubigen und frommen Zaren darzustellen, und er hat sich zweifelsohne ebenso aufrichtig für einen solchen gehalten, als ihn sein Volk dafür hielt. Freilich hat ihn das nicht verhindert, die Klerisei gerade so zu brutalisiren wie die übrigen Stände.

Derweil ging den Moskowitern eine Hoffnung auf, daß die bösen Anfänge ihres Herrn und Gebieters nur Auswüchse seiner Flegeljährigkeit gewesen seien. Denn in seinem Gebaren trat eine unverkennbare Besserung ein. Im December von 1546 ließ sich der junge Mann mit aller Feierlichkeit in der Kirche zur Himmelfahrt Maria's zum Zaren krönen und von dieser Krönung datirt der russische Zarismus als die bleibende Herrscherbenamsung. Im Februar von 1547 vermählte er sich mit der Bojarenenkelin Anastasia Romanowna, einer Sprossin desselben Geschlechtes, aus welchem später nach dem Erlöschen des Hauses Rurik, nach dem Verderben des Usurpators Boris und nach Abspielung der Tragödie des falschen Dmitry die Dynastie Romanow hervorging. Es schien, daß sein junges Eheglück den Zaren für sanftere Regungen empfänglich gemacht habe. Dazu kamen dann Eindrücke und Einflüsse von anderer Seite, welche mitsammen den jungen Despoten auf bessere Bahnen lenkten. Da war zuerst die furchtbare Schickung, daß Moskau durch ungeheure, im April und im Juni von 1547 ausgebrochene Feuersbrünste verheert, ja zerstört wurde. Denn die ganze Stadt war ein Flammenmeer, dessen Wogen nicht weniger als 1700 Männer und Weiber verschlangen. Dann die Erscheinung eines asketischen Mönches, Sylvester geheißen, welcher, aus Nowgorod gekommen, den Zaren auf dem Hofgut Worobiewo, wohin sich Iwan aus der brennenden Hauptstadt gerettet, mit strafenden Worten antrat und mittels Entrollung von allerhand Visionen dem abergläubischen Autokraten, der eigent-

lich doch noch ein läppischer Junge war, die Hölle gehörig heiß machte. Endlich gewann gerade jetzt einer der besseren oder besten Hofherren des Zaren, der junge Alexei Adaschew, einen bestimmenden Einfluß auf Iwan. Die vereinten Rathschläge Sylvesters und Adaschews vermochten den Zaren, für die Zukunft gute Entschlüsse zu fassen und die Vergangenheit öffentlich zu verleugnen und zu bereuen.

Diese Verleugnung und Reuebezeigung führte einen Auftritt herbei, welcher in der Geschichte Russlands — und nicht nur Russlands — ganz einzig dasteht. Freilich ging es dabei in echtzarischem Stile zu und her. Iwan entbot nämlich Abgeordnete aller russischen Städte auf die Brandstätte von Moskau und hier richtete er unter freiem Himmel an den Erzbischof-Metropoliten, das Haupt der russischen Geistlichkeit, angesichts der Städtedeputationen eine Rede, in welcher er seine Regierung, wie sie bislang gewesen, verurtheilte, aber — wohlverstanden, — alle Schuld von sich ab- und auf seine früheren Rathgeber hinüberwälzte. Dann fuhr er, unmittelbar an das versammelte Volk sich wendend, fort, das Geschehene wäre bedauerlicherweise nicht ungeschehen zu machen, und schloß mit der Versicherung, daß er gewillt sei, fortan gut und gerecht zu herrschen. Ein Seitenstück zu dieser zarischen Beichte im 16. Jahrhundert könnte etwa jenes „Sündenbekenntniß“ abgeben, welches der Herzog Karl von Wirtemberg an seinem fünfzigsten Geburtstag, am 11. Februar von 1778 von allen Kanzeln seines Herzogthums verlesen ließ, mit dem daran gefügten Versprechen, daß er „die Zukunft einzig zum Wohle seiner Unterthanen verwenden wollte und würde“. Der Herzog hat bekanntlich sein Versprechen nicht übel erfüllt, natürlich im Sinn eines „aufgeklärten“ Despoten seiner Zeit. Wie der Zar sein Gelöbniß einlöste, werden wir bald sehen.

Zwar in der Zeitspanne von etlichen Jahren schien sich alles gedeihlich anlassen und entwickeln zu wollen. Der dem russischen Zarismus durch das Mongolenthum eingeimpfte Ausbreitungs- und Eroberungstrieb regte sich energisch und griff nach überallhin nimmersatt aus. Russland wuchs

beträchtlich an Umfang und Macht. Das tatarische Zarthum Kasan wurde 1552 erobert, ebenso wenige Jahre später das Zarthum Astrachan. Schon streckte das Moskowiterthum auch gegen Lithauen, wie gegen die Ostseeländer und gegen das Schwarze Meer und den Kaukasus hin drohende Hände. Die spätere Regierungszeit des „Schrecklichen“ sah die Eroberung Sibiriens für Russland durch den kühnen Kosakenhäuptling Jermak.

Während so der junge russische Koloß nach außen hin schon seine Glieder stets weiter und weiter zu dehnen und zu recken beflissen war, machte sich im innern Leben des Reiches eine eigenthümliche Erscheinung bemerkbar. Nämlich den denkenden und einigermaßen unterrichteten Russen, also einer sehr kleinen Minderheit, wurde es in ihrer asiatischen Haut nachgerade zu eng und unbehaglich. Sie merkten, daß sie der europäischen, folglich zunächst der deutschen Bildungselemente und demnach auch der deutschen Lehrer, Bildner und Werkmeister bedürftig wären, wenn sie in den Kreis der Civilisation eintreten und ihr Land zu einem europäischen Staat machen wollten. Auch der Zar verschloß sich, während seiner „guten“ Zeit, dieser Erkenntniß nicht und that Verschiedenes zur Herbeiziehung von fremden Kulturträgern, so daß er einigermaßen als ein Vorläufer von Peter dem Großen anzusehen ist, welcher anderthalb Jahrhunderte später das Werk der Europäisirung Russlands freilich mit ganz anderer Energie in Angriff nahm. Wie aber das in seinem innersten und eigensten Wesen asiatisch gebliebene Stockrussenthum der durch Peter unternommenen Vereuropäerung der Moskowiterei noch heutzutage unversöhnlich grollt, so erregten schon die zu Iwans des Schrecklichen Zeiten schüchtern unternommenen civilisatorischen Versuche und Anläufe den ganzen Groll und Zorn aller Bartrussen und der Größewahn des Barbarismus erboste ich aufs heftigste gegen die „Heiden des Westens“. Hätte es dazumal schon russische Zeitungen gegeben, sie würden sich nicht weniger, aber sicherlich auch nicht mehr barbarisch-brutal gegen Deutschland, die Deutschen und alles

Deutsche ausgelassen haben, als die russischen Zeitungen in den 70ger und 80ger Jahren des 19. Jahrhunderts thaten. Es war dies die Heimzahlung der Kulturanleihen, von welchen Russland, als europäischer Staat betrachtet, bis dahin gelebt hatte. Ja wohl, es gibt noch etwas Undankbareres als die Menschen, nämlich die Völker.

3.

Bis zum Jahre 1560 schlummerte der Dämon in dem Zaren, obzwar das Ungethüm schon 1553 ein Vorzeichen von seinem Erwachen gegeben hatte.

Da nämlich, im letztgenannten Jahre, war Iwan von einer schweren Krankheit befallen worden und hatte, dem Tode nahe, seinen nur erst halbjährigen Sohn Dmitry (den älteren) zu seinem Nachfolger bestimmt. Als aber die Bojaren dem Kinde den anbefohlenen Treueschwur leisten sollten, entstanden Weiterungen, welche dem kranken Zaren deutlich zeigten, daß es, falls er stürbe, mit dem Zarthum seines Sprösslings schlecht bestellt sein würde. Das merkte sich der unverhofft wieder Genesende und es mag sich von jetzt an langsam aber stetig wachsend der Gedanke und Entschluß in ihm ausgebildet haben, alles niederzudrücken, zu zermalmen, zu vertilgen, was auf russischer Erde seinem zarischen Alleinwillen zu widerstreben wagte oder auch nur möglicherweise zu widerstreben wagen könnte.

Man darf sagen: jahrelang noch, bis 1560 hielt eine Frauenhand, die Hand der Zarin Anastasia, den Dämon nieder. Nach dem im August genannten Jahres erfolgten Tod dieser Beschwichtigerin sprang das Unthier wüthend auf. Alle die wilden Instinkte, welche schon an dem Knaben und Jüngling Iwan spürsam gewesen, rasten jetzt mit verdoppelter Wuth in dem Manne. Das Leben des Zaren war fortan nur noch *eine*, von seltenen Pausen unter-

brochene Orgie der Wollust und der Grausamkeit. Er schien sich die Aufgabe gestellt zu haben, alles, was jemals die religiöse Fieberphantasie von Höllenqualen erträumt hatte, zu entsetzlicher Wirklichkeit zu machen — zu einer um so grausigeren Wirklichkeit, als die teuflischen Marterungen, die massenhaften Hinschlachtungen so zu sagen inmitten der tobenden Bakchanale, welche den Zarenpalast erfüllten, vor sich gingen, gleichsam als nothwendiges Zubehör der wüsten, ekelhaft rohen Scenen von Völlerei und Unzucht, welche den Kreml zu einer Stätte gemeinster Ausschweifung machten. Denn sofort nach dem Hingang Anastasia's war die Liederlichkeit in Gestalt von Gauklern und Schnurranten aller Art, von Kupplern und Dirnen, Schmeichlern und Schmarotzern jeder Sorte in den Palast eingezogen. Auch Fürsten und Bojaren, alte und junge, wie nicht minder zu jedem Laster bereite Mönche mischten sich sklavenhaft dienstbeflissen unter diese verworfene Bande.

Der Knäs Andrei Kurbski, der Eroberer von Kasan, der geschickteste General Iwans und ein um das Reich vielverdienter Magnat, hat Denkwürdigkeiten hinterlassen, welche mit Recht für eine der Hauptquellen der Geschichte des „Schrecklichen" gelten. In diesen Denkwürdigkeiten hat ihr Verfasser das Walten und Schalten des Wütherichs treffend bezeichnet als eine „Feuersbrunst der Grausamkeit".

Das Signal zum Aufschlagen dieser Feuersbrunst gab die plötzliche Ungnade und Verbannung der beiden bisherigen vertrautesten und einflußreichsten Berather des Zaren, des „Bettmeisters" (Oberkammerherrn) Adaschew und des Beichtvaters Sylvester. Der Zar schien durch die Erinnerung, daß er sich von diesen Beiden jahrelang hatte berathen und leiten lassen, in eine sinnlose Wuth hineingestachelt zu werden. Diese Wuth fiel vernichtend auf die Verwandten und Freunde der Verbannten. Die Adaschews wurden geradezu ausgerottet, Männer, Weiber, Kinder. Die furchtbarste Episode in diesem Blutbade bildete der Tod von Maria Adaschew, einer um ihrer Schönheit, Tugend und

Frömmigkeit willen hochangesehenen Frau. Als Hexe verklagt, welche mittels Zauberkünsten zur Bestrickung des Zaren durch Alexei Adaschew beigetragen hatte, wurde sie gezwungen, die Hinschlachtung ihrer fünf Söhne mitanzusehen, bevor sie selber einen qualvollen Tod erleiden musste. Der Tyrann begnügte sich aber nicht mit der Wegtilgung der Adaschews und ihrer Sippe. Der Tiger hatte Blut geleckt und das schmeckte nach mehr. Als der junge Fürst Dmitry Obolenski-Owtschinin an der Tafel des „Schrecklichen“ dem Buhlknaben desselben, Fedor Basmanow, zu sagen wagte: „Wir dienen dem Zaren durch nützliche und rühmliche Thaten, du aber dienst ihm mit dem Laster Sodoms!“ ergriff Iwan ein Messer und stieß es dem freimüthigen Knäsen ins Herz. Der Fürst Repnin, ein Greis, musste sterben, weil er auf einem im Kreml veranstalteten Ball nicht tanzen wollte und es für sündhaft erklärte, eine Maske vorzustecken. Der Obmann des Bojarenrathes, Fürst Wolkonski, wurde zum Hungertode verdammt. Ein Bojar, welcher als der schwache Trinker, der er war, sich geweigert hatte, einen großen ihm vom Zaren dargereichten Humpen zu leeren, wurde in den Keller geschleppt, wo man ihm so lange gewaltsam Meth in die Kehle goß, bis er erstickte. Den Fürsten Kurletew ließ der „Schreckliche“ zuerst mit Gewalt als Mönch einkleiden, dann aber mit Weib und Kindern und Sippen erwürgen. Nach der Schuld oder Unschuld der Opfer wurde gar nicht gefragt. Scharen von Aufpassern und Angebern verklatschten heute diesen, morgen jenen, heute diese Familie, morgen jene Sippschaft beim Zaren und der sprach dann, ohne daß die Angeschuldigten auch nur einem Verhör unterzogen wurden, die „große Acht“ (Opala) über die Unglücklichen aus, d. h. das Vertilgungsverdikt.

Der Schrecken fiel auf die Moskowiter wie ein Wölferudel auf eine Schafeheerde. Von Widerstand keine Spur. Alle fühlten sich bedroht, aber nur die Muthigsten wagten, zu fliehen: so sehr hielt knechtische Furcht sie gebannt. Der Flüchtigen einer war der Knäs Alexei Kurbski, welcher sich

nach Lithauen in den Schutz des Königs von Polen rettete. Aus seinem Exil richtete er ein Mahn- und Warnschreiben an den Zaren und ein treuer Knecht nahm das Wagniß auf sich, dieses Schreiben nach Moskau zu tragen und dem Zaren zu übergeben. Auf der „rothen“ Treppe des Palastes trat der Bote den von einem Höflingsschwarm umgebenen „Schrecklichen“ an, nannte den Namen seines Herrn und überreichte den Brief. Zum Dank dafür nagelte der Zar den treuen Mann an den Boden fest.

Das ist wörtlich zu nehmen. Unter andern niedlichen Gewohnheiten hatte nämlich Iwan auch diese, die scharfe Spitze seines schweren Stabes aus Elfenbein, den er beständig trug, solchen, welche ihm Botschaften brachten oder auch solchen, mit welchen er sonst sprach, auf den Fuß zu setzen und sich mit aller Wucht auf den Stab zu lehnen, so daß die Spitze den Fuß des Betreffenden durchdrang und also denselben an den Boden nagelte. Wehe dem Festgenagelten, welcher sich einen Schrei oder auch nur eine Geberde des Schmerzes entwischen ließ, während sich der Festnagler an diesem krampfhaft verhaltenen Schmerze weidete. Der Bote Kurbski's ertrug die Qual ohne zu zucken, was aber den zarischen Wütherich doch nicht abhielt, den treuen Mann auf die Folterbank zu schicken, um alle etwaigen Geheimnisse des entflohenen Knäsen aus dem Armen herauszumartern. Dann setzte sich der Quäler hin, um die Klagen, Vorwürfe und Ermahnungen zu beantworten, welche das Schreiben Kurbski's enthielt, und von diesem Brief des grausen Zaren könnte man allerdings vollberechtigt sagen, daß er „mit Teufelsfingern“ geschrieben sei. Die ganze höchst langwierige Epistel ist ein absonderlicher Mischmasch von Theologie und Politik, von Heuchelei und Brutalität, durchspickt mit Citaten aus der Bibel. Hinter allen den krausen Redeschnörkeln taucht aber doch immer wieder das hervor, was man die Staatsidee des Schrecklichen nennen könnte, der Gedanke einer argwöhnischen und grausamen Alleinherrschsucht. Auch schlägt häufig das Schwefelfeuer eines infernalischen Hohnes auf. So an der Stelle, wo

der Zar schreibt: „Oh, armer Kurbski, warum willst du deine Seele verderben, indem du deinen elenden Leib mittels der Flucht zu retten trachtest? Wäre es dir nicht besser, auf Befehl deines Herrn zu sterben und dir den Märtyrerkranz zu gewinnen? Was ist denn das Leben? Was sind menschliche Ehren und Reichthümer? Nur Vergänglichkeiten und Schatten. Glücklich jeder, welcher mit dem Tode des Leibes das Heil seiner Seele erkaufen kann.“

Im Winter von 1564 verbannte sich der Zar, so zu sagen, selber aus seiner Hauptstadt. Denn am 17. December fuhr er mit der Zarin — er hatte im August von 1561 sich zum zweitenmal vermählt und zwar mit einer tscherkessischen Prinzessin — mit seinen beiden Söhnen, seinen Günstlingen, seinem gesamten Hofstaat, seinen Trabanten und Garden, mit allen seinen Schätzen, kurz, mit Sack und Pack und einem ungeheuren Troß von Moskau weg, zunächst in das Dorf Kolomenskoje, von dort in das Dorf Triminskoje und von da in die Einöde der alexandrowschen Sslobode. Von hier richtete er am 3. Januar 1565 ein Schreiben an den Metropoliten in der Hauptstadt, worin er den geistlichen und weltlichen Würdenträgern, den Prälaten und Bojaren, ein langes Sündenregister vorhielt, sie der Verderbtheit und des Verrathes bezichtigte. „Ihr ekelt mich an — schrieb er — ich hasse euch, weil ihr gegen mich Ränke schmiedet. Ich will nichts mehr mit euch zu thun haben, ich geb' euch das Regiment zurück. Mögt ihr zusehen, wie ihr damit zurechtkommt.“ Ein zweites zarisches Schreiben war an die Bürger- und Kaufmannschaft der Hauptstadt gerichtet und ging aus einer andern Tonart. Denn da hieß es, die „guten“ Moskauer sollten sich getrost auf die Gnade des Zaren verlassen. Das „Volk“ hätte von seinem Zorne nichts zu besorgen, das Volk würde von der zarischen „Opala“ nicht getroffen werden.

Diese beiden Sendschreiben versetzten die Bewohner von Moskau in eine unbeschreibliche Angst. „Besnatschalie“, d. i. Regierungslosigkeit, schien allen, sagt Karamsin, ein noch furchtbareres Uebel als Tyrannei. Die Großen des

Reiches bestürmten den Metropoliten, um jeden Preis den Herrscher zu besänftigen. Das Volk lief heulend durch die Gassen, stöhnte und klagte: „Der Zar hat uns verlassen und darum müssen wir zu Grunde gehen. Wer wird uns schützen gegen die Fremden? Was wird aus uns armen Schafen werden ohne den Hirten?“

Nun, sie erhielten ihren geliebten Hirten wieder, die armen Schafe. Der Zar hatte die wohlberechnete Selbstverbannungskomödie nur durchgeführt, um jeden allfälligen Widerstandsgedanken, ja sogar jeden Widerspruchswunsch ein für allemal zu zertreten.

Eine große Abordnung, zusammengesetzt aus Bischöfen und Archimandriten, aus Knäsen und Bojaren, aus Kaufleuten und Bürgern, machte sich nach der alexandrowschen Sslobode auf, um vor dem Zaren „die Stirnen auf den Boden zu schlagen, zu jammern und die Rückkehr des Herrschers zu erflehen“. Iwan gab dem Drängen nach, wie er sagte, aus Ehrfurcht vor dem Metropoliten und vor den Bischöfen, aber nur unter der Bedingung, daß die Klerisei fortan sich nicht mehr einfallen ließe, irgendwie dazwischen zu treten, so er die „Verräther“ mit der Acht belegte, mit dem Tode und der Einziehung ihres Vermögens bestrafte. In dieser Ankündigung trat, kaum noch etwas verhüllt, die Absicht des Zaren zu Tage, den Stand der großen Grundbesitzer, welcher Stand bislang der zarischen Autokratie noch immer gewisse Schranken gezogen hatte, die alten Knäsen- und Bojarengeschlechter vollständig zu vernichten.

Daraufhin kehrte Iwan am 2. Februar 1565 nach Moskau zurück, und als er am folgenden Tage die hohe Klerisei und Bojarenschaft, die obersten Beamten und Richter, sowie die Spitzen der Bürgerschaft zu einer großen Versammlung berief, um vor dieser die Grundsätze seines künftigen Regiments darzulegen, da ergriff die Versammelten Schrecken vor dem wahrhaft schreckhaften Aussehen des „Schrecklichen“. Sie hatten ihn früher gekannt als einen Mann von stattlicher Gestalt, muskelkräftigem Gliederbau, breiter Brust, regelmäßigen Zügen, durchdringendem Blick, starkem Haar- und

Bartwuchs. Das alles hatte sich während der 40 Tage seiner Selbstverbannung traurig verändert. Grimm und Groll mussten furchtbar in Iwan gewühlt haben. Es schien, als hätte seine Gestalt sich verkleinert, sein Gesicht wies verzerrte Züge, seine Augen blickten glasig, Haar und Bart waren ihm ausgefallen. Fürwahr eine Prachtausgabe von einem Zaren, das muß man sagen!

4.

In dem Beglückungssystem, welches Iwan für sein Volk zu entwerfen und in Vollzug zu setzen geruhte, stand obenan eine neue Eintheilung des Reiches. Selbiges sollte fortan zerfallen in die Landschaft (Semschtschina) und in das ausgesonderte Gebiet (Opritschnina). In der Semschtschina beließ er die alten Grundherren, sowie die Inhaber von Lehens- oder Dienstgütern in ihrem Besitzstand. Aus sämmtlichen zur Opritschnina geschlagenen Städten, Dörfern, Gehöften und Ländereien dagegen wurden die bisherigen Besitzer und Inhaber unerbittlich ausgetrieben. Denn die Opritschnina mit allen ihren Erträgnissen sollte ausschließlich dem Zaren, der Zarenfamilie und dem Zarenhofe zu gute kommen. Mit anderen Worten, die Opritschnina war eine ungeheure zarische Domäne, auf welcher Iwan seine Hof-, Militär- und Civildienstleute vornehmen oder geringen Standes als Dienstgüterinhaber ansiedelte. Aus diesen Lehensleuten wählte er seine Leibtrabanten, die „Opritschniks“, zuerst ein Korps von 1000 Mann, welches aber bald auf den sechsfachen Betrag gebracht wurde. Diese Bande, deren Mitglieder zugleich Leibwächter, Späher, Angeber, Büttel und Henker waren, machte ihren Namen rasch zum Schrecken Russlands.

Sicher, daß ihm dieses Werkzeug auch zum Scheusäligsten nie den Dienst versagen würde, ging der „Schreck-

liche" jetzt vorwärts auf seiner Vertilgerbahn. Der Terrorismus von 1793 hat bekanntlich das Wort „Wegsäubern" (purger) erfunden oder wenigstens mit Vorliebe angewandt. Der „grause" Zar seinerseits sprach vom „Ausmerzen" und „Durchwurfeln" seines Volkes. Unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt begann die erste große Durchwurfelung oder Ausmerzung („Opala"). Der schlummerlose zarische Argwohn stopfte die Gefängnisse mit Massen von „Verdächtigen" voll, ganz so, wie nachmals die republikanische „Terreur" 1792—94 gethan hat. Der Tyrannei, ob von einem Tyrannen-Zar oder von dem hunderttausendköpfigen Tyrannen-Pöbel gehandhabt, muß überall und allzeit alles und jedes verdächtig sein. Verdächtigsein heißt aber unter solchen Umständen verlorensein.

Von namhaften „Verdächtigen" wurden zunächst hingeschlachtet der Knäs Gorbatyi-Schuiski mit seinem siebenjährigen Sohn, die Knäse Peter Gorenski, Jurgi und Iwan Kaschi, Nikita Scheremetew und Dmitry Schewirew. Der letztgenannte starb auf dem Pfahl. Die Bojaren Iwan Scheremetew, Iwan Kurakin und Dmitry Nemoi wurden im Kerker grausam gequält und dann gewaltsam zu Mönchen gemacht.

Die Ausmerzungswuth des Zaren schränkte sich jedoch keineswegs so ein, daß sie sich nur auf reiche und vornehme Leute, welche dem Tyrannen irgendwie „verdächtig" waren, erstreckt hätte. Die zügellose Raub-, Mord- und Brandbande der Opritschniks fiel auch auf das gemeine Volk, wo und wann es ihr beliebte. Wurden doch von diesen schrecklichen Menschenjägern, welche am Hals und am Sattel ihrer Rosse Hundeköpfe und Besen befestigten zum Zeichen, daß „sie wie Hunde beißen und das Land gänzlich ausfegen wollten", während eines einzigen Winters in Moskau allein an 12,000 Menschen vom Herd, Haus und Hof vertrieben und in die Schneewüste hinausgejagt, allwo sie elendiglich zu Grunde gingen. Unter der malaiischen Bevölkerung des ostindischen Archipels gibt es ein Vorkommniß, welches der „Mordlauf" heißt. Ein Mann wird plötzlich von einem

rasenden Blutdurst erfasst, besessen. Er nimmt sein Dolchmesser („Kris"), stürzt aus seiner Behausung, rennt durch die Gassen seines Wohnortes und stößt alles nieder, was ihm begegnet, Menschen und Thiere. Ganz so machten es die Opritschniks des „Schrecklichen". Mit Streitäxten und großen Messern bewaffnet, sprengten sie rottenweise durch die Gassen der Städte und Dörfer, alles niedermetzelnd, was ihnen in den Weg kam.

Der Zar hasste seine Hauptstadt, allworin, wie sein finsterer Argwohn ihm einflüsterte, seine Sicherheit gefährdet wäre. Er residirte daher nur zeitweilig in Moskau. Wann er nicht seine Umfahrten („Objeesdy") machte, Klöster besuchend, Gränzfestungen besichtigend, in den Wäldern Bären hetzend, saß er draußen in dem alexandrow'schen Freidorf (Sslobode) in seinem verpallisadirten und umwallten Schloß wie ein lauernder Tiger in seiner Höhle. Die Umgebung des Palastes glich einem Standlager, worin den Hofleuten, den Staatsbeamten, den Opritschniks, dann auch Kaufleuten und Handwerkern besondere Quartiere angewiesen waren. Auch Kerker und Marterkammern gab es da, mitsammen genannt der „Peinhof". In die Sslobode hinein oder aus derselben weg durfte niemand ohne Vorwissen des „Schrecklichen". Zuweilen langweilte er sich. Dann suchte und fand er Kurzweil in der Frömmigkeit. Er ist ja all sein Lebtag ein so „frommer" Herr gewesen! Seinen Palast in der Sslobode verwandelte er zur selben Zeit, wo massenhafte Mordbefehle von dort ausgingen, in ein Kloster. Aus seinen Menschenjägern wählte er dreihundert der ruchlosesten aus und that ihnen Mönchekutten an. Sich selber ernannte er zum Abt, einen Fürsten Wäsemski zum Pater-Kellnermeister. Er sowohl, als alle diese absonderlichen Mönche, trugen unter ihren Kutten stets die langen Mordmesser, von welchen sie so häufigen Gebrauch machten. Vor Tagesanbruch schon musste die gesammte „Brüderschaft" in der Kirche versammelt sein. Da erschien der Zar-Abt mit seinen beiden Söhnen, mit dem ganzen Hofstaat und machte sich daran, allerhöchsteigenhändig eine volle Stunde lang die Glocken

zu läuten. Dann Celebrirung der Messe, wobei der Zar vorbetete und vorsang, sich bis zur Erde verbeugend und vor dem Ikonostas mit der Stirne so eifrig den Boden schlagend, daß jene blutrünstig wurde. Nach dem Frühgottesdienst fand um acht Uhr des Morgens ein zweiter statt, welcher etliche Stunden währte. Dann ging die „Brüderschaft“ zur Mahlzeit ins Refektorium. Während die „Brüder“ aßen, las ihnen der Zar-Abt aus Erbauungsschriften vor oder recitirte Bibelstellen. Dann erst setzte er sich zur Tafel und speiste allein. War er satt und vollgetrunken, pflegte er sich tagtäglich nach dem „Peinhof“ zu verfügen, allwo stets hunderte von Gefangenen vorhanden. Da wurde nun zur Augenweide des „Schrecklichen“ stundenlang gemartert, wurden die scheusäligsten Henkerskünste an den „Verdächtigen“ geübt. Das förderte, sagte er, seine Verdauung. Auch wenn er an Appetitlosigkeit litt, was infolge seiner Völlerei häufig eintrat, lief er in die Folterkammer, um, wie er sagte, durch den Anblick unter Marterungen zuckender und blutender Menschenleiber seine Magennerven zu frischer Thätigkeit anregen zu lassen. Die Hand will einem erstarren, so man nachschreiben soll, welche Martern das Ungeheuer von Zar und seine Helfershelfer aussannen. Die Opfer dieser Folterkunst wurden in eigens konstruirten Bratpfannen geschmort, in eigens erbauten Oefen gebraten. Anderen löste man ein Glied und ein Gelenk nach dem andern ab. Diese schund man lebendig, jene zersägte man mit dünnen Schnüren.

Allerhöchsteigenhändig den Henker zu spielen, war und blieb fortwährend eine der nobeln Passionen des Zaren. Im Jahre 1567 wurde sein vieljähriger treuer Stallmeister und Schatzkämmerer Iwan Fedorow „verdächtig“, nach der Zarenkrone zu streben. Dieser sinnlosen, höchst wahrscheinlich von dem „Schrecklichen“ selbst erfundenen Unterstellung zufolge führte der Zar mit dem unglücklichen Greis eine grausame Verspottungsscene auf und stieß ihm dann das Messer ins Herz. Im folgenden Jahre wurde der Metropolit Philipp „verdächtig“, weil er bei Gelegenheit eines feier-

lichen Kirchganges Iwans in Moskau es wagte, dem Wütherich eine sanfte Vorhaltung zu machen. Der zarische Zorn hierüber wurde zunächst so ausgelassen, daß der „Schreckliche“ einer Rotte seiner Opritschniks befahl, während einer schönen Julinacht in die Häuser angesehener Knäsen, Bojaren und Kaufleute einzubrechen, um die Frauen derselben zu rauben. Aus dieser Beute wählte er sich solche aus, die ihm gefielen; die übrigen vertheilte er an seine Günstlinge. Dann brach er, die unglücklichen Weiber mitschleppend, aus der Hauptstadt auf, um mit seinen Mordgesellen sechs Wochen lang sengend und brennend, marternd und metzelnd in der Umgegend herumzuziehen. Auf diesem Zuge wurde alles, was Odem hatte, vernichtet, Mensch und Vieh, selbst die Fische in den abgelassenen Fischteichen. Im Herbst sodann wurde der Metropolit Philipp, als er im erzbischöflichen Ornat am Tage von Mariä Himmelfahrt vor dem Altar stand, durch eine Schar Opritschniks ergriffen, weggerissen, entkleidet, mit Besenstreichen aus der Kirche gejagt und zu ewiger Einkerkerung in ein Kloster geschleift. Philipps Neffen Iwan Borissowitsch ließ der Zar köpfen, schickte das blutende Haupt dem Erzbischof in den Kerker und ließ ihm sagen: „Da hast du deinen lieben Verwandten“. Unlange darauf erlitt der greise Prälat den Tod mittels Erdrosselung.

Als im Jahre 1569 Iwans zweite Gemahlin starb, gab dieser Todesfall Veranlassung zu neuen Schlächtereien. Denn die Zarin wäre „vergiftet“ worden, behauptete der Zar. Von wem? Von dem Vetter des Zaren, dem Fürsten Wladimir Andreyewitsch ohne Zweifel. Sofort erging der Vertilgungsspruch über den Fürsten, dem der „Schreckliche“ schon lange gegrollt hatte, sowie über die ganze fürstliche Familie. Wladimir, seine Gemahlin Eudoxia, seine zwei Töchter, seine zwei Söhne wurden gezwungen, den Giftbecher zu trinken. Ihre Diener und Dienerinnen zog man splitternackt aus, jagte sie auf die Gasse und schoß sie nieder. Wladimirs Mutter, Euphrosyne, riß man aus ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit und ertränkte sie in der Scheksna.

In demselben Jahre 1569 und im nächstfolgenden

wurden „Opala's“ größten Stils in Scene gesetzt, Ausmerzungen, die an Massenhaftigkeit alles bisher von dem „Schrecklichen“ Geleistete noch überboten.

5.

Die Stadt Nowgorod am Ilmensee — in den Akten und Annalen der Hansa Naugarden geheißen — war durch ihren deutschen „Kaufhof“ zur Zeit der Blüthe hanseatischer Macht ein wichtiger Vorposten des Germanenthums im slavischen Nordosten gewesen. Die mächtige Handelsstadt hatte sich dann dem durch die moskowitischen Großfürsten ihr auferlegten Joche nur ungern gefügt, aber sie hatte demselben sich gefügt. Da, im Jahre 1569 wurde sie dem „grausen“ Zaren „verdächtig“. Einer aus der Schar seiner Späher und Angeber hatte die Nowgoroder, ohne allen Grund, bezichtigt, sie hätten sich mit dem König von Polen in verrätherische Zettelungen eingelassen. Dafür sollten sie, ohne daß irgendwelche Untersuchung der schändlichen Bezichtigung stattfand, ein Strafgericht erfahren, welches das den Moskowitern eingeimpfte Mongolenthum in der allerfürchterlichsten Weise zum Vorschein kommen ließ und Iwan dem Schrecklichen einen Platz zur Seite des Dschingiskhan und des Tamerlan sicherte.

Im December genannten Jahres brach der Zar mit seinen Opritschniks und mit einem Heerhaufen von 15,000 Mann aus der alexandrow'schen Sslobode auf zu seinem Mongolenzug gegen das dem Untergange geweihte Nowgorod. Er that genau, wie Dschingis und Timur auf ihren Zügen gethan hatten: alles auf seinem Wege wurde vernichtet. In Klin, in Twer, in Torschok, in Medin wurde erbarmungslos gewürgt, damit, sagten die Würger, „niemand den Nowgorodern das Geheimniß vom Heranzug des Zaren verrathen könnte“.

Im Januar langte der von seinem ältesten Sohn Iwan, dem Zaréwitsch, begleitete „Schreckliche" vor Nowgorod an. Er ließ die Stadt umzingeln und alle Zugänge von außen verbarrikadiren, damit niemand herauskönnte. Dann hielt er mit seinen Truppen den Einzug und ließ sich von dem ihn feierlich empfangenden Erzbischof Pimen in Procession zur Sophienkirche geleiten, wo er dem Gottesdienste sehr andächtig anwohnte. Hierauf setzte er sich mit seinem Gefolge im erzbischöflichen Palaste zur Tafel. Aber plötzlich, mitten im Schwelgen, sprang er auf und stieß brüllend den tatarischen Schlachtschrei „Hallahah!" aus. Das war das Signal zur Abschlachtung der Bewohnerschaft von Nowgorod und zur Ausraubung der Stadt. Fünf Wochen lang währten Gemetzel und Plünderung. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht blieb verschont. Der Unhold von Zar ritt von Straße zu Straße, sich an den gräßlichen Scenen des Massenmordes ergötzend. Bei der Kirche zur Geburt Christi allein wurden 10,000 Leichen eingescharrt. Die Gewässer des Wolchow stauten sich von der Menge der darein geworfenen Todten. Etliche zeitgenössische Berichterstatter geben die Zahl der Umgekommenen auf 100,000 an. Andere mindern diese Angabe auf 60,000 herab. Einer meldet mit Bestimmtheit, der „Schreckliche" habe an einem Tage nicht weniger als 15,000 Nowgoroder erwürgen lassen, Weiber und Kinder eingerechnet. Ein anderer sagt, seit der Zerstörung Jerusalems sei ein so grauenhaftes Schauspiel wie die Verheerung Nowgorods und seiner Umgebung nicht gesehen worden.

Leichenhaufen, Blutdunst, Hungersnoth, Pestilenz und Verödung hinter sich lassend, rückte der Zar von Nowgorod auf Pskow, um auch dieser Stadt das Schicksal von jener zu bereiten. Auf einer Anhöhe machte er Halt, und blickte, so meldet der Chronist, „die Stadt unverwandt an, die untere Kinnlade bewegend, als fräße er Pskow auf". Doch der bedrohte Ort entging dem Schlimmsten, er wurde nur geplündert, vollständig ausgeraubt, weil ein blödsinniger Anachoret, Salos Nikola, welcher für einen großen Heiligen

galt, mittels seiner Prophezeihungen dem abergläubischen Wütherich so imponirte, daß er die Abschlachtung der Pskower unterließ.

Aber die Wolke von Blutdampf, Brandrauch und Entsetzen, welche über Nowgorod schwebte, dehnte sich bis nach Moskau hinüber. Dorthin zurückgekehrt, übte der Zar wieder einmal eine jener Tyrannenkünste, welche er dem Bonapartismus vorwegnahm. Um nämlich seiner alles verzehrenden Wuth neue Menschenhekatomben darbieten zu können, erfand er ein ungeheuerliches Komplott, welches, wie er phantasirte, viele seiner vornehmsten Würdenträger, Knäse, Bojaren und Diäke, mit dem als Gefangenen in die alexandrow'sche Sslobode geschleppten Erzbischof Pimen von Nowgorod angesponnen hätten, um den Zaren zu ermorden. Auf Grund dieser ruchlosen Fabel wurden eingekerkert der Kanzler Wiskowatyi, der Schatzmeister Funikow, die Bojaren Stepanow, Wassiljew, Jakowlew, auch die beiden Hauptgünstlinge, der General Basmanow samt seinem Sohne Fedor und der Fürst Wäsemski, der „Pater-Kellnermeister", der Fürst Prosorowski, kurz an 300 „Verdächtige". Nach scheusäligen Folterungen erging der Todesspruch gegen die „Hochverräther".

Der 25. Julitag von 1570 sah die schreckliche Vollstreckung. In Kitaigorod, im chinesischen Quartier von Moskau, war eine Menge von Galgen errichtet, waren Haufen von Marterwerkzeugen bereitgelegt, war ein großes Feuer angezündet und darüber ein riesiger Wasserkessel aufgehängt. Die Opritschniks schlossen um diese Zurüstungen einen Kreis. Der Platz war öde, denn das Volk verbarg sich ängstlich in Kammern und Kellern. Unter Trompeten- und Paukenschall kam der „Schreckliche" mit seinem Hofstaat geritten. Die Leere des Platzes missfiel ihm. Er gebot, von überallher das Volk mit Gewalt herbeizutreiben, damit „es Zeuge seines Strafgerichts wäre". So füllte sich denn der Platz mit einer zitternden Menge. Der Zug der Verurtheilten schwankte heran, langhingedehnt, furchtbar anzusehen, die zerfleischten, verrenkten, blutenden,

zermarterten Leiber nur mühsäligst fortschleppend. Da rief der Zar von seinem Rosse herab über die Menge hin: „Volk, du wirst Marter und Tod sehen, aber zur Züchtigung von Verräthern. Sprich, ist mein Gericht gerecht?“ Worauf das liebe „Volk“: „Lang lebe unser Väterchen, der Zar! Tod den Verräthern!“ Darauf nahm das massenhafte Martern und Morden seinen Anfang und das Zerstückeln, Sengen, Verbrühen, Pfählen, Zerhauen, Zersägen hörte erst auf, nachdem binnen zwei Stunden an 200 Menschen abgeschlachtet waren. Drei Tage später wurden die übrigen Verurtheilten nachgeholt, bei welcher Gelegenheit der Zar den Fürsten Schachowskoi allerhöchsteigenhändig mit seiner Elfenbeinkeule todtschlug. Die Frauen und Kinder der Gemordeten ließ der „Schreckliche“ ersäufen. Einzelnen dieser weiblichen Opfer, wie der Gattin Funikows, einer Frau voll Tugend und Würde, ließ der Unmensch so gräulich schamlose Mißhandlungen anthun, daß die Feder vor der Andeutung derselben zurückschrickt, und der Grausamkeit Molochs die Verworfenheit Belials gesellend, zwang er die fünfzehnjährige Tochter der genannten Unglücklichen, die Verschändung ihrer Mutter mitanzusehen. Das gesammte Vermögen der Hingeschlachteten fiel selbstverständlich dem Zaren anheim. Die entsetzlichen Blutrasereien Iwans waren demnach sehr einträgliche Finanzoperationen, seine Mördereien zugleich Geldgeschäfte.

6.

Nun endlich schien die große Saumsälige, die Nemesis, Hand und Fuß rühren zu wollen. Aber es war nur ein Schein. Denn auch hier bewahrheitete sich wieder einmal der alte Spruch, daß die Völker büßen müssen, was die Könige, die Kaiser oder die Zaren gesündigt haben.

Eine ganze Reihe von Unglücksschlägen fiel auf das

moskowitische Reich. Dem erbarmungslosen inneren Krieg, welchen der „Schreckliche“ seinem Volke machte, waren i. J. 1570 Hungersnoth und Pestilenz gefolgt. Dazu kam im nächsten Jahre die furchtbare Heimsuchung eines Tatareneinfalls. Der Khan der Krim, Dewlet-Girey, that an der Spitze seiner zahlreichen Horden einen Kriegszug in das Moskowiterland. Söhne desselben, Russen, welche vor dem Wüthen ihres Zaren zu den Tataren geflohen waren, hatten den Khan dazu an- und aufgereizt. Der „Schreckliche“ rückte mit seinen Opritschniks dem Feind entgegen bis nach Serpuchow, koncentrirte sich dann aber, ohne einen Schlag zu versuchen, Hals über Kopf rückwärts, floh an Moskau vorbei und barg sich in dem fernab gelegenen Jaroslaw. Der Khan kam heran, nahm die schutzlos preisgegebene Hauptstadt, plünderte sie gründlich und verbrannte die ausgeraubte, so daß nur der Kreml stehen blieb. In dem Flammenmeer wären, hieß es, 100,000 Menschen umgekommen. Ein zweites Hunderttausend schleppten die Tataren bei ihrem Abzug mit fort in die Sklaverei. Im folgenden Jahre, 1572, kam der Khan wieder, da wurde ihm aber der Weg gewiesen. Freilich nicht durch den Unhold von Zaren, welcher sich in der ganzen Tatarennoth als ein großer Jämmerling erwiesen hat, sondern durch den Knäsen Michail Worotynski, welcher sich 50 Werst von Moskau, bei Lopassna, an der Spitze eines russischen Heeres, dessen Kern 7000 deutsche Landsknechte unter ihrem Oberst Georg von Fahrensbach bildeten, den Tataren entgegenstellte, sie entscheidend schlug und die geschlagenen in ihre Steppen zurückjagte.

Obzwar also nur mit Noth der Gefahr entgangen, von den Tataren erobert und verschlungen zu werden, übten sich doch die Moskowiter sofort selber wieder im Erobern und Verschlingen. Ihr Ausbreitungstrieb war auf Livland und Esthland gerichtet, so daß der „grause“ Zar in seiner auf die Erwerbung dieser Ostseeländer gerichteten Begierde als ein Vorläufer Peters des Großen erscheint. Für diesmal blieb aber der moskowitische Heißhunger ungestillt, weil

Schweden und Polen im Kriegswesen den Russen weit überlegen war.

Der „Schreckliche" kehrte demnach seine Waffen wieder nach innen, gab seinen Russen zu fühlen, was es hieße, einen Zaren seines Schlages zu haben, und füllte seine letzten Lebensjahre, wie schon so viele seiner früheren, mit gräulichen Unthaten aus.

Die vollendete Sklavenhaftigkeit seiner Unterthanen ließ ihn gewähren. Nicht die leiseste Regung von Widerspruch, geschweige von Widerstand, hatte er mehr zu befahren. In diesem moskowitischen Sklavenpöbel, in dem vornehmen wie in dem geringen, war jeder Hauch von Ehre und Menschenwürdegefühl erstickt. Knäse und Bojaren fanden es ganz in Ordnung, wenn der Zar sie um geringer Versehen willen auspeitschen ließ wie Stallknechte. Ein Bojar, welchen der „Schreckliche" spießen ließ, betete vom Pfahl herab: „Gott helfe dem Zaren! Gott gebe dem Zaren Glück und Heil!" bis der Tod seiner Marter ein Ende machte. Unlange nach der Tatarennoth ließ Iwan den Sieger von Lopassna, den ehrwürdigen Fürsten Worotynski, der Zauberei bezichtigen, sowie eines Anschlags auf sein, des Zaren, Leben, und ließ den Unglücklichen langsam zwischen zwei Kohlenfeuern rösten. Zugleich mit Worotynski wurde der Knäs Nikita Ordojewski zu Tode gequält. Den „heiligen" Abt Kornelius von Pskow und seinen Schüler Bassian ließ der Zar in einem riesigen Mörser zerstampfen, den neuen Erzbischof Leonidas von Nowgorod in ein Bärenfell einnähen und von Hunden zerreißen. Häufig machte er sich den „Spaß", eingefangene Bären auf die Volksmenge loszulassen.

Es fehlte nur noch das Wüthen gegen das eigne Fleisch und Blut und auch dieses kam. Von Iwans rohem und gewaltthätigem Verfahren im Heiraten, Sichscheiden und Wiederverheiraten wollen wir weiter nicht reden. Er brachte es nach und nach bis zu sieben Frauen, von welchen aber in der kirchlichen Anschauung verschiedene nur Kebsen waren. Als er, ohne alle Rücksicht auf die bezüglichen Gebote und

Verbote der Landeskirche, zu seiner siebenten Gemahlin die Marfa Nagoy genommen hatte, kam ihm der Einfall, um eine englische Lady zu werben, Mary Hastings. Seinem zu diesem Zwecke nach England geschickten Unterhändler Pissemski gab er auf, zu erkunden, ob die besagte Lady auch recht „groß, feist und weiß“ wäre. Der Handel zerschlug sich aber. Im Oktober von 1582 gebar Marfa Nagoy dem Zaren seinen jüngsten Sohn Dmitry.

Elf Monate zuvor, im November 1581, hatte der „Schreckliche“ seinen ältesten Sohn, den Zaréwitsch Iwan, ermordet. Es hieß, der Prinz habe seinem Vater Vorwürfe gemacht, weil dieser seine, des Prinzen, Gemahlin Helene mittels roher Misshandlung um ihre Mutterhoffnung gebracht hätte. Sei es darum, sei es aus einem andern Grunde, der Zar fuhr in rasendem Jähzorn auf den Sohn los und stieß ihm die Spitze seiner elfenbeinernen Keule in die Schläfe. Iwan brach zusammen und starb fünf Tage darauf.

Das scheint das Unthier von Vater doch erschüttert zu haben. Wenigstens konnte er es in der alexandrow'schen Sslobode, seiner Lieblingshöhle, wo er den Sohn erschlagen, nicht mehr aushalten, sondern übersiedelte nach dem Kreml der aus ihren Brandruinen wieder erstandenen Hauptstadt. Dort ist er dann, am 18. März 1585, nach kurzer Krankheit gestorben, „versehen mit allen Tröstungen der Religion“. Sein mehr als halb blödsinniger Sohn und Nachfolger Feodor starb 1595 und mit ihm erlosch der Stamm der moskowitischen Großfürsten aus dem Hause Rurik . . . .

Warum ich dieses grausenhafte Kapitel aus der Geschichte des Zarenthums vor den Augen denkender Leser und Leserinnen aufgeschlagen habe?

Damit ein Stück russischer Vergangenheit ein Stück russischer Gegenwart erklären helfe.

Der russische Nihilismus ist nicht so räthselhaft, wie er aussieht. Es lässt sich in demselben unschwer ein logisch-nothwendiges Produkt der Geschichte Russlands erkennen. Man kann seine Eltern ganz bestimmt nachweisen: der Vater heißt Zarismus, die Mutter Korruption.

Inhalt des elften Bandes.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.